

Illustrirte
Frauen-Zeitung.

Nr. 2, 1. Blatt.

Monatlich zwei Nummern.
Vierteljährlich 2½ M. = 1½ Guld.

Berlin, 16. Januar 1887.

(Ausgabe mit allen
Kupfern: 4¼ M. = 2 Guld. 55 Kr.)

XIV. Jahrg.



Verlag von Julius Springer in Berlin

Die Salzgräfin.

Roman von Paul von Szczepeński.

(Fortsetzung.)

Die Spree windet sich an dem Plage, an welchem wir landeten, in scharfem Bogen um einen Sandhügel, der rings mit steilen Rändern nach dem Wasser abfällt, sodaß eine Art Vorgebirge entsteht. Ein einfaches Kof-säthenhaus liegt mitten in den verkrüppelten Fichten, und die Bewohner leben gewiß mehr vom Ertrage der Milch und des Weißbieres, das sie an Sommergäste verkaufen, als von der Landwirtschaft, von der man ringsum kaum Spuren entdeckt. Aber der Ort gehört zu den schönsten Punkten an der Oberspree, denn von der Höhe sieht man durch die spärlichen Fichten weit in's Land hinein, und an einem klaren Sommeronntag, an dem das Wasser mit buntbewimpelten Fahrzeugen aller Art belebt ist, hat man hier ein hübsches Bild.

Es gab eine wahre Jagd den Berg hinauf, Jeder wollte der erste oben sein, und da die Abhänge glatt von trockenen Kiefernadeln waren und manche Baumwurzel aus dem Erdreich hervorstand, war kein Mangel an lustigen Scenen und übermüthigem Gelächter. Oben fanden wir ein Plateau, von der Natur wie zum Tanzplatze hergerichtet, und nicht fünf Minuten waren vergangen, als eine Handharmonika erklang und sich die ersten Paare im Kreise drehten. Auch polnische Nationaltänze wurden getanzt, mit zierlichen und doch herausfordernden Bewegungen, nicht mit vorgeschriebenen ängstlichen Schritten — eins, zwei, drei, eins, zwei, drei, — sondern bei denen Jeder die Füße setzte, wie er wollte, wenn er nur graziös sich dabei ausnahm. Und nicht nur die Füße waren in Bewegung; die in die Seiten gestemmten Arme winkten oder wehrten ab, die Oberkörper wiegten sich zierlich in den Hüften, und die Hälse, diese schlanken Hälse der polnischen Frauen, wie sie sich neigten und beugten, und die Köpfe darauf mit der rothen Konföderatka gleichen farbigen Blumen, mit denen der Wind spielt. Es war eine Lust, zuzusehen. Ich habe nicht mitgetanzt, denn ich wußte, daß ich es den Männern nicht gleich thun konnte, und ich mochte nicht hinter ihnen zurückstehen. Nur einmal, als ein deutscher Walzer gespielt wurde, kam Irma Cibulka auf mich zu und forderte mich auf, — kein Zweifel, Tasczewski hatte sie geschickt. Sie erröthete, als sie den Kopf anmüthig neigte und leise fragte: „Beliebt es Euch, Herr?“ Nun, ich faßte sie um die Taille und tanzte bis zum letzten Tone mit ihr, und ich habe, — meine Frau mag es verzeihen! — in meinem Leben keine bessere Tänzerin gehabt. Als ich sie dann unter die Bäume zurückführte, kam Tasczewski und bedankte sich für die Ehre, — er wußte wohl, was sich schickte. Irma Cibulka sagte nichts.

Herr Wiese-Warnsdorff genirte mich hier weniger, als ich gefürchtet hatte. Er trieb sich unter den Frauen und Mädchen umher, machte den Galanten und tanzte selbst die Krakowienne mit, trotzdem er eine komische Figur spielte.

Allmählig brach der Abend herein, und als ob die feierliche Stille der Natur die ausgelassene Stimmung der Menschen dämpfte, hörte der Tanz auf. Der Hunger mochte das Seine dazu thun; die Leute suchten die mitgebrachten Vorräthe hervor, lagerten sich in Gruppen und thaten sich gütlich. Auch Irma Cibulka hatte einen wohlgefüllten Kober mitgebracht, und Herr Wiese-Warnsdorff verschmähte nicht, tüchtig zuzugreifen, trotzdem er die französische Küche gewöhnt war.

Die Dampfer wurden jeden Augenblick erwartet, um unsere Gesellschaft wieder abzuholen, und die ausgelassene Stimmung von vorher kam nicht wieder. Da traten einige von Irma's Freundinnen auf uns zu und baten: „Irma, sing' uns ein Lied.“ Sie sträubte sich, aber eines der Mädchen erzählte mir soviel von der schönen Stimme Irma's, daß ich schließlich hinwarf: „Aber Irma, warum wollen Sie nicht etwas singen?“

Irma Cibulka stand auf und trat, ohne ein Wort zu sagen, in die Mitte des Plazes. Ein Mann, der seine Violine mitgebracht hatte, lauerte sich ihr zu Füßen, und rings klang es in den Gruppen: „Still, still, die Irma wird singen.“ Sie hatte wohl einen großen Ruf als Sängerin unter ihren Landsleuten; aber trotzdem sie hübsch aussah, wie sie dort mitten auf dem freien Plage stand, der Geiger ihr zu Füßen, machte mir die ganze Sache doch einen peinlichen Eindruck, wie immer, wenn ich denke, daß die Hauptsache die Vorbereitungen nicht lohnen wird.

Ich will nicht glauben machen, daß ich anderer Meinung geworden sei, als ich nun ihre Stimme wirklich hörte, nachdem sie mit dem Geiger, der sie begleiten sollte, einige leise Worte gewechselt hatte. In dem frischen, vollen Tone lag etwas Herbes, das die Nerven aufregte, ohne doch schön zu sein, und an Schule war natürlich gar nicht zu denken. Sie sang mit natürlichem Ausdruck und begleitete den Gesang mit einem lebhaften Mienenspiel, das manchmal

noch durch eine charakteristische Handbewegung unterstützt wurde. Den Text ließ ich mir von Tasczewski übersetzen. Es war ein Lied mit einem Refrain, der nach jeder Strophe wiederkehrte und ungefähr lautete:

„Wenn er auch eine Krone trägt,
Und nicht mein Herz in Liebe schlägt, —
Ich nehm' ihn nicht! Ich nehm' ihn nicht!“

Es war hübsch, sie zu hören, das gebe ich zu, und noch hübscher, sie anzusehen. Ein Genie war sie nicht, keineswegs, und wenn der Enthusiasmus ihrer Landsleute am Schluß wie ein Sturm losbrach, so muß man eben Ort und Umstände bedenken. Aber auch Herr Wiese-Warnsdorff that, als ob er dergleichen noch nie gehört. Er war aufgestanden, um sie besser zu hören und zu sehen, und nach jeder Strophe gerieth er mehr in Ertause. Und während noch der Enthusiasmus ihrer Landsleute sie umtoste, stürzte er auf sie zu und führte sie am Arme, wie er es wohl von Concertsälen und Salons her gewöhnt war, auf uns zu, und ich sah, daß er schon auf dem Wege eifrig in sie hineinsprach.

„Baron, Sie sind ein Gott!“ rief er mir zu, und seine Wangen glühten, als ob das Weißbier, das wir getrunken hatten, Champagner gewesen wäre; „ich wüßte unter allen Operetten-Sängerinnen keine, die mir für die weibliche Hauptrolle in meinem Abenteuer Johann Sobieski's genügt hätte. Ich fürchtete schon, daß die ungenügende Besetzung dieser Hauptrolle meinen Erfolg beeinträchtigen könnte. — Ihnen verdanke ich es, Baron, daß ich aus aller Verlegenheit bin! Hier steht meine Heldin, um die sich Johann Sobieski vergebens bewirbt, — keine andere, als Fräulein Cibulka darf die Rolle singen!“

Ich ließ ihn reden, denn ich hielt das Alles für affectirten Unsinn, an den er nächsten Tages selbst nicht mehr zurückdenken werde. Und nun malte er weiter, erzählte von seiner Operette, schilderte den Erfolg, den Irma haben, und wie sie den Theater-Directoren ihre Forderungen machen werde. Tasczewski saß daneben mit offenem Munde; was verstand er von alledem! Auch Irma hörte schweigend zu, sodaß es mir zweifelhaft blieb, was sie darüber dachte. Als aber Herr Wiese-Warnsdorff fragte, ob sie sich ihm anvertrauen wolle in den Dingen, die zu ihrer Ausbildung gehörten, da sagte sie: „Ich will, — wenn Sie es ernst meinen.“

Mir wurde der Unsinn zu toll; ich sprang auf und sagte erregt: „Vergessen Sie nicht, Herr Wiese-Warnsdorff, und Sie auch nicht, Fräulein Irma, daß doch vor allen Dingen Tasczewski ein Wort mitzureden hat. Außerdem ist es nicht wahr, daß Sie Talent haben, — keine Spur von Talent!“

Ich hätte das Letztere nicht sagen sollen, denn das konnte Irma ja doch nur veranlassen, erst recht nicht auf mich zu hören. Sie streifte mich daraufhin auch mit einem Blicke, der mir deutlich sagte, daß ich mir nicht den geringsten Einfluß auf sie anzumäßen brauche; dann sah sie Tasczewski an. „Was sollte Tasczewski dagegen haben,“ sagte sie, „da wir auf diese Weise wohl eher dazu kommen werden, uns zu heirathen.“

Ich sagte nichts mehr, denn es hätte heute doch zu nichts nützen können. Aber ich war böse auf Herrn Wiese-Warnsdorff, auf Irma Cibulka, und am bösesten auf Tasczewski, der so that, als ob ihn das Alles gar nichts anginge; und ich nahm mir vor, am nächsten Tage allen Dreien ganz gehörig meine Meinung zu sagen.

Viertes Kapitel.

Die thörichte Geschichte ließ mich während der ganzen Nacht keine Ruhe. Daß Herr Wiese-Warnsdorff ernstlich beabsichtigte, Irma Cibulka an das Theater zu bringen, darin konnte ich keinen Zweifel mehr sehen; aber ihr eine Hauptrolle anvertrauen zu wollen, das hielt ich für unmöglich. Ich konnte es mir nicht anders erklären, als daß er sich, — nicht in künstlerischer Beziehung, — für das Mädchen interessirte, und daß er gedachte, sie irgendwo als Choristin unterzubringen; da pflegt es durch böses Beispiel schnell bergab zu gehen, und ich hielt ihn für schlecht genug, daß er sich einbilden könnte, auf diese Weise am leichtesten zu seinem Ziele zu gelangen. Aber das wollte ich schon verhüten; dabei hatte Herr Wiese-Warnsdorff ohne mich gerechnet.

Und selbst wenn er so schlecht nicht war, wenn er wirklich glaubte, in ihr ein Talent entdeckt zu haben, — was sollte daraus werden? Ich war überzeugt, sie besaß keines, sie würde durchfallen; und wenn sie Erfolg hatte, war es um so schlimmer. Was sollte dann aus Tasczewski werden? Sie ihn heirathen, und der einfache Mensch der Mann einer gefeierten Operetten-Diva sein? Lächerlich! Sie würde und sie mußte sich von ihm losreißen, wenn sie nicht ganz auf die unglückselige Idee verzichtete; und was ihn das kosten würde, ihn, der sie liebte, das konnte ich mir wohl denken.

Auch um Irma that es mir leid. Ich kannte die Theaterverhältnisse, denn ich hatte Gelegenheit ge-

habt, manchen Blick hinter die Coulißen zu thun, und, daß ich es gestehe, ich hatte selbst einmal geglaubt, es stecke ein Devrient in mir, und ich könne Vorbeern auf den Brettern ernten. Das war freilich nur ein Traum von wenigen Monaten gewesen, aber diese Zeit hatte doch genügt, mich erkennen zu lassen, daß es keine häßlichere Komödie giebt, als diejenige, welche Bühnenkünstler, — und selbst berühmte, — unter sich und mit dem Leben spielen. Wenn ich daran dachte, wie gerade und stolz Irma Cibulka den Kopf trug, dann schien es mir unmöglich, daß sie sich jemals, und wenn sie auch reussirte und sich zu den sogenannten „Sternen“ aufschwang, glücklich fühlen könne in dieser Welt der Intrigue und Heuchelei.

Es war noch früh am nächsten Morgen und keineswegs die Stunde, in der man Besuche zu machen pflegt, als ich bei Herrn Wiese-Warnsdorff klingelte. Er bewohnte eine Etage im Thiergarten-Viertel, natürlich stilvoll eingerichtet. Ich wollte ihn zu Hause treffen, deshalb kam ich so früh, und ich sagte dem Mädchen gleich, wenn der Herr noch nicht angekleidet sei, möge er sich doch sprechen lassen, da ich in einer wichtigen Angelegenheit komme. Meinen Namen mochte das Mädchen wohl nicht richtig bestellt haben, denn ich wurde in ein Zimmer geführt, in welchem Herr Wiese-Warnsdorff am Frühstückstische saß, in einem Sammetjacket und mit niedergetretenen Hausschuhen, und er ließ sich bei seiner Cotelette nicht stören, als ich in die Thür trat. Seine Frau war aus dem Bade-Orte, den sie jeden Sommer aufzusuchen pflegte, noch nicht zurückgekehrt.

„Guten Tag, Herr Wiese-Warnsdorff,“ sagte ich. Da sprang er auf und riß die Serviette aus dem Hemdtaschen. „Ah, Sie sind es, Baron! Verzeihen Sie —“

Aber ich war schlechter Laune. „Gehen Sie zum Teufel mit Ihrem Baron,“ sagte ich bissig; „wenn ich mir die Mühe gebe, Sie, Herr Wiese-Warnsdorff, zu nennen, können Sie mir wohl die Ehre anthun, mich ‚Herr von Kozierowski‘ anzureden.“

Er war im ersten Augenblicke verblüfft, denn ich machte kein lustiges Gesicht dazu; dann lachte er aber doch. „Es spricht sich so schwer aus, Herr von Kozierowski; Sie dürfen es mir nicht übernehmen,“ sagte er. „Aber kommen Sie, nehmen Sie Platz. Darf ich ein Couvert für Sie bringen lassen? Trinken Sie Bordeaux, oder befehlen Sie etwas Anderes?“

„Ich danke für Alles,“ entgegnete ich lächelnd, „aber lassen Sie sich nicht stören, Herr Wiese-Warnsdorff. Ich habe ein ernstes Wort mit Ihnen zu reden, das Sie vielleicht besser verdauen, wenn Sie es mit einem Glase Rothwein hinunter spülen.“

Er blickte mich an, und ich fühlte wohl, daß er ungewiß war, ob er lachen dürfe. „Wegen gestern,“ fuhr ich fort, „wegen der Theatersachen, die Sie dem Mädchen, der Irma Cibulka, in den Kopf gesetzt haben.“

Da wurde sein Gesicht, in dem sonst nicht viel zu lesen war, ordentlich lebendig. „Ah, Sie meinen die schöne Polin, um die sich Johann Sobieski bewirbt?“ unterbrach er mich mit Enthusiasmus. „Eine kapitale Idee von mir, was? Ich sage Ihnen, das Mädchen wird mit einem Schlage die gefeiertste Operetten-Diva sein; ich werde dafür sorgen. Aber nun machen Sie mir ein Compliment, Baron, über meinen Scharfblick; ich werde selbst den Talent-Entdecker Pollini in den Schatten stellen.“

„Ich spreche ernsthaft mit Ihnen,“ sagte ich, „und ein wenig verstehe ich von der Sache auch. Sie können mich nicht mit allgemeinen Redensarten abthun, wie Irma Cibulka und meinen Freund Tasczewski, die alle Beide nicht wissen, wie es hinter den Coulißen zugeht, und was dazu gehört, eine Sängerin von Ruf zu werden. Und wenn Sie etwa glauben, die Braut meines Freundes wäre gut genug, um aus ihr eine von jenen Choristinnen zu machen, die zehn Thaler Monatsgage beziehen und hundert Thaler monatlich an ihren Schneider bezahlen . . .“

Das Gesicht des Herrn Wiese-Warnsdorff wurde immer erstaunter; er legte die Gabel auf den Teller zurück, ohne den Bissen darauf zum Munde zu führen, sodaß ich wohl merkte, mit solchen Gedanken that ich ihm Unrecht. „Aber Baron,“ unterbrach er mich, „was muthen Sie mir zu? Sie soll die ‚Casimira‘ in meiner Operette singen, und ich sage Ihnen, wenn die Operette gar nichts taugte, wären ihr mit dieser ‚Casimira‘ hundert Aufführungen sicher.“

„Worauf Sie Ihre Hoffnung gründen, möchte ich wissen,“ entgegnete ich achselzuckend. „Hat sie Stimme? Nein! Kann sie singen? Nein! Ist sie Schauspielerin? Nein! Sie spricht nicht einmal richtig deutsch.“

„Nein, nein und immer nein,“ unterbrach mich Herr Wiese-Warnsdorff. „Ja, sage ich, Baron, ja, und für diese Rolle ist sie wie geschaffen. Passen Sie auf! Im ersten Act kommt die Casimira als Straßensängerin, als Zigeunerin. Sie ist eine Gräfin, natürlich, aber sie hat sich verkleidet, um ihren Geliebten, einen von den Offizieren Sobieski's, im Feldlager aufzusuchen und sich

„Man muß es versuchen, Herr,“ entgegnete Irma Cibulka nicht ohne Selbstgefühl, „und wenn es wirklich wird, wie Sie sagen, so wird darum für uns nichts verloren sein.“

Was blieb mir übrig? Ich mußte ihr erzählen, auf welchem Wege Herr Wiese-Warnsdorff ihre Carrière zu ebnen gedachte, — ich bezweckte damit einen Appell an ihre Ehrlichkeit. Ich schilderte dann das Leben, das ihrer selbst als gefeierte Sängerin warte, in den schwärzesten Farben, ich sprach von den Fallgruben, die der Ehre einer Schauspielerin gegraben werden, ich setzte ihr auseinander, daß Tascewski ihren Weg nicht mitgehen könne, daß er an ihrer Seite keinen Platz mehr habe, sobald sie der Deffentlichkeit angehöre.

Sie hatte diese drei Punkte wohl festgehalten, trotzdem ich ihr das Alles in langer Rede entwickelte. „Das, was Herr Wiese-Warnsdorff vorhat, verstehe ich nicht,“ erwiderte sie einfach, „aber ich denke, es wird nichts Unrechtes sein, wenn ein Herr, wie der, es für gut hält. Ein Mädchen aber, das beim Theater zu Fall kommt, käme auch wohl anderswo zu Fall, denn Berufung giebt es überall. Und wenn Sie sagen, Herr, daß Tascewski dann nicht mehr vornehm genug für mich sein wird, — ich bleibe, was ich bin, an mir wird es nicht liegen.“

Es war ihr Ernst, was sie sagte; aber es war die Ueberzeugung eines Kindes, das nichts von dem versteht, über das es mit sicherer Stimme ein Urtheil abgibt. Doch es war nichts mehr dagegen zu machen, ich mußte sie gehen lassen. Was konnte es noch nützen, mit Tascewski darüber zu reden? Ja, wenn er ein Mann gewesen wäre, geschaffen, einer Frau zu befehlen, — aber das war er nicht; er war wohl eine treue Seele, aber zu weich, um einem Anderen seinen Willen aufdringen zu können. Wenn ich mit ihm gesprochen hätte, ich weiß wohl, wie es gekommen wäre. Er wäre roth geworden, hätte mich mit seinen großen Kinder-Augen hilflos angesehen, die Achseln gezuckt und gesagt: „Sie haben Recht, Herr, aber was soll man dazu thun?“ Und es hätte ihn unglücklich gemacht, zu wissen, daß ich unzufrieden mit ihm war.

Die Dinge gingen ihren Lauf, Irma Cibulka hatte ihre Rolle als „Falzgräfin“ ausgespielt. Statt daß sie in dem Maschinensaale Druckbogen zusammenfaltete, nahm sie bei einem Gesanglehrer, einem Balletmeister und einer dramatischen Lehrerin Unterricht, und Herr Wiese-Warnsdorff rieb sich jedes Mal, wenn er mich sah, vergnügt die Hände und lachte: „Es wird famos, Baron, es wird famos. Ich versichere Sie, ein fabelhaftes Talent!“

Ich kümmerte mich nicht um ihre Studien. Wohl begleitete ich sie und Tascewski einige Male in das Theater oder in Concerte, aber das geschah um Tascewski's willen, der wohl herausfühlte, daß ich nicht mit ihm zufrieden war, und jedes Mal, wenn er mir begegnete, ein verlegenes Gesicht machte. Irma Cibulka gab sich den Anschein, als ob sie unsere Unterredung ganz vergessen habe; aber auch sie vermied es, bei diesen gelegentlichen Zusammenkünften über ihre Studien zu sprechen. In ihrem Verhältnis zu Tascewski fand ich sie nicht verändert, nur manchmal tadelte sie ihn wegen seines Anzuges, oder wenn er sich in seiner Haltung ein wenig gehen ließ. Natürlich, er hatte keine aristokratischen Manieren, aber mir wäre es lieber gewesen, wenn sie diesen Mangel nicht bemerkt hätte. In Einem gefiel sie mir. Sie hatte das Anerbieten des Herrn Wiese-Warnsdorff zurückgewiesen und statt dessen die rein geschäftliche Offerte des Theater-Agenten angenommen. Uebrigens konnten dessen Vorschläge nicht sehr bedeutend sein, denn sie hatte ihre einfache Wohnung bei der Frau, an die ich sie empfohlen, nicht aufgegeben, und auch in ihrer Toilette sah ich niemals einen Aufwand, der gegen ihre frühere Kleidung abgestochen hätte.

Fünftes Kapitel.

Es kamen trübe Tage für mich. Daß sie die Ursache meines Glückes werden sollten, — wer konnte das damals wissen! Wir waren am Sylvester-Abend in der Redaction übereingekommen, das Material für die am folgenden Tage erscheinende Nummer ein wenig früher als gewöhnlich fertig zu stellen, um den Lesern die Möglichkeit zu geben, den Jahreswechsel zu feiern. Meine Redactions-Arbeiten waren beendet, ich rüstete mich, zu gehen. Da brachte der Redactions-Diener einen Brief mit der Handschrift des Verlegers, meines Chefs, von dem ich wußte, daß er nebenan in seinem Bureau persönlich anwesend war; der Mann sagte, er habe Auftrag, über den Empfang des Briefes eine Quittung zu überbringen. Der Verleger und ich, wir standen seit Jahren mit einander auf freundschaftlichem Fuße, — ich wußte wirklich nicht, was er mir auf diesem Wege Wichtiges mitzutheilen haben könne.

Ich erbrach also neugierig das Schreiben, — es enthielt meine Kündigung zum ersten April, eine Kündigung im trockensten Geschäftsstil, eine Kündigung

ohne die Angabe eines einzigen Grundes. Ich schrieb ruhig die Quittung und gab sie dem Diener, — er brauchte ja mir meine Ueberraschung nicht am Gesicht anzusehen, — dann nahm ich Paletot und Hut und ging. Das war mein Jahreschluß!

Wahrhaftig, es war mir nicht um den Verlust meiner Stellung. Ich hatte Jahre hindurch ohne diese feste Einnahme von dem Ertrage meiner Feder gelebt, und mich einschränken zu müssen, ist mir niemals schwer geworden. Das Geld rollte mir immer durch die Finger, und wenn nichts mehr vorhanden war, konnte ich eben nichts mehr ausgeben, — das war keine Entbehrung für mich, das war meine Natur. Aber vom Bestehen der Zeitung an, — es war noch ein junges Blatt, — war ich an derselben thätig gewesen und meine Stellung eine solche, die allem Widerwärtigen zumeist ausgesetzt war. Ich hatte das ertragen, ich hatte den Federkampf mit wirklichem Enthusiasmus geführt, ich hatte gelacht bei den Bosheiten der Gegner und einen angenehmen Nervenreiz empfunden, wenn ich meine eigenen zu Papier brachte; ich hatte endlich niemals gegen meine Ueberzeugung geschrieben, und wo eine Uebertreibung mit einfloß, war sie der Erregung des Augenblickes entsprungen, — das giebt ein anderes Gefühl, als wenn man nur Bureau-Arbeit gethan hat. Das ist wie ein fester Kitt, und wenn man da plötzlich losgelöst wird, hat man die Empfindung, als ob man einer Vergewaltigung machtlos gegenüber steht.

Nach einigen Tagen wußte ich, daß ich die traurige Genugthuung hatte, nicht allein betroffen zu sein. Zwei anderen Redacturen war es ebenso gegangen; und wenn es noch einen Trost gab, so war es der, daß der Verleger keine Schuld trug, daß er nur dem Drange der Umstände hatte nachgeben müssen. Er hätte freilich der Kündigung eine freundlichere Form geben können; er würde seinen freundschaftlichen Beziehungen zu uns mehr gerecht geworden sein, wenn er uns mündlich die Mittheilung gemacht und die Gründe dafür angegeben hätte, — aber das war ihm peinlich, und deshalb zog er die Form vor, welche allerdings für uns die peinlichste sein mußte.

Der eine meiner Schicksalsgefährten gründete ein neues Blatt, das aus Mangel an Mitteln jedoch bald wieder einging; der andere war klüger, gab gute Worte und wurde zu Gnaden wieder aufgenommen. Ich that das Dummste, — nämlich gar nichts. Ich hatte die Wahl, entweder das Kleid zu wechseln und in die Redaction einer Oppositions-Zeitung einzutreten, — ein solcher Wechsel kommt nicht eben selten vor, — oder mich durch „Protection“ an die Spitze eines Landraths-Blättchens stellen zu lassen und mich damit selbst für alle Zukunft in der Provinz zu begraben. Gute Freunde behaupteten, für eines von beiden müsse ich mich entscheiden; es sei das Klügste, wieder in eine sichere Stelle zu gehen. Mir wollte Beides nicht behagen, und um die Dummheit vollzumachen, wurde ich krank. War es die Nachwirkung der zweijährigen Arbeit in einem Raume, der für Strafgefangene nicht genügend ventilirt war, war es der Nerver, der mich Tag und Nacht quälte, — meine Nerven verlagten den Dienst.

Nicht daß ich irgendwelche körperliche Schmerzen gefühlt hätte, aber ich konnte nicht schlafen, ich konnte nicht essen, ich konnte nicht gehen. Ich lag auf dem Sopha, rauchte Cigaretten und dachte an Dinge, die ich mir hätte aus dem Kopfe schlagen sollen. Dann sprang ich wohl auf, setzte mich an den Schreibtisch und nahm die Feder, — ich wollte wieder Geschichten schreiben, wie ich sie früher verfaßt hatte, historische Novellen, in denen die Intrigen sich häufen, und in denen eine Menge Blut fließt. Um Abnehmer dafür ist ein Autor nicht in Verlegenheit, und es war doch das, wovon ich in Zukunft wieder leben mußte. Aber es ging nicht, ich konnte keinen Satz in einem erträglichen Stil construiren, und die schönste Verwickelung, die alle Leser auf die Folter gespannt hätte, erschien mir so trivial und zugleich so unnatürlich, daß ich glaubte, keinem Menschen eine solche Lectüre zumuthen zu dürfen. Ich laute eine halbe Stunde an der Feder, — es wollte kein vernünftiger Gedanke kommen. Ich gab es auf, legte mich wieder auf das Sopha, blies den Cigaretten-Rauch in die Luft und dachte dazu: „Was soll daraus werden?“ Dann lief es wohl heiß und kalt über meinen Körper. Und das Schlimmste kam noch, — ich konnte keine Menschen mehr sehen. Es fing damit an, daß ich mit meiner Wirthin Streit suchte, trotzdem ich seit Jahren bei ihr wohnte und niemals einen Grund zur Klage gehabt hatte. Einmal ging sie mir zu laut, das andere Mal zu leise durch das Zimmer, einmal war mir ihr Gesicht zu freundlich, das andere Mal nicht freundlich genug, — die arme Person wußte wohl schließlich nicht mehr, was sie von mir denken sollte. Ich zog die Rouleaux gar nicht mehr in die Höhe, weil ich mir einbildete, die Leute von Gegenüber hätten nichts Besseres zu thun, als mich zu beobachten, und wenn es klingelte, sprang ich auf und schob den Riegel vor meine Thür, trotzdem ich der Wirthin gesagt hatte,

daß ich für Niemanden zu Hause sei. Den Arzt bat ich, seine Besuche einzustellen, als er mir mit weiser Miene sagte: „Sie müssen sich zwingen, Herr von Rozierowski, Sie müssen sich zwingen!“ Er mochte vielleicht Recht haben, aber wenn ich mich selbst aus meinem Hinbrüten und aus meiner Unthätigkeit hätte herauszwingen können, dann würde ich einen Arzt nicht nöthig gehabt haben.

Nur Tascewski ließ ich zu mir. Ich zählte sogar die Minuten, wenn sich die Stunde näherte, in der er zu kommen pflegte, und war unglücklich, wenn er einen Abend ausblieb. Ein Gefühl der Sicherheit und Beruhigung überkam mich, wenn er an meinem Sopha saß und mit seinen treuen Augen, in denen ich den Kummer über meinen Zustand las, mich anschaute. Er sprach nicht viel, manchmal eine halbe Stunde lang nicht ein einziges Wort. Aber wenn er dann aufseufzte und mit einer Stimme, die wie Weinen klang, sagte: „Daß es nicht besser mit Ihnen werden will, Herr! Wie soll das Ende sein?“ — dann wurde mir wohl zu Muth, und ich dachte: Gott sei Dank, doch Einer, der sich um Dich sorgt. Und wenn Du stirbst, es wird ihn grämen! — Ich bildete mir wirklich ein, daß ich sterben müsse, und der Gedanke ängstigte mich nicht. Wozu war ich noch nütze auf der Welt? Es schien mir wahrlich das Beste, wenn es bald zu Ende ging. —

Ich hatte ein wenig geschlafen und das Klingeln an der Corridor-Thür überhört; so kam es, daß Herr Wiese-Warnsdorff, der die Bedenken meiner Wirthin mit der Behauptung beschwichtigt hatte, daß er mein bester Freund sei, eines Tages, — es war schon im April, — plötzlich in mein Zimmer stürmen konnte.

„Wie geht es, Baron? Ich hörte, daß Sie krank seien. Doch nichts Ernstliches? Ah, Sie sind ja nicht bettlägerig! Also wohl nur ein kleines Unwohlsein oder wieder in der Reconvalescenz?“

Am liebsten hätte ich ihm etwas an den Kopf gemorren; aber ich entgegnete ruhig: „Ich danke, es geht mir sehr gut. Wenn Ihnen Jemand sagte, daß ich krank sei, so hat er übertrieben, und es war durchaus nicht nöthig, daß Sie sich hierher bemühten, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen.“

Ich bot ihm nicht einmal einen Stuhl an; er mochte von mir halten, was er wollte, wenn er nur so schnell als möglich wieder ging. Aber für Herrn Wiese-Warnsdorff war das noch nicht deutlich genug. „Draußen ist das schönste Frühlingswetter,“ sagte er, „und Sie haben alle Fenster verhängt. Ich muß doch sehen, was Sie für eine Farbe haben, Baron.“

Damit zog er, als ob er bei mir zu Hause sei, ein Rouleau in die Höhe. „Ah, in der That, Sie sehen vorzüglich aus,“ sagte er. „Das ist mir um so lieber, Sie müssen mir einen Gefallen thun.“

Es war nicht wahr, ich sah elend aus; aber ich hatte es mir ja selbst aus der Hand gegeben, meinen Zustand vorzuschützen, wenn er eine Gefälligkeit von mir verlangte, und daß er nicht aus Besorgniß um mich kam, hätte ich mir wohl denken können.

„Ich weiß zwar nicht, um was es sich handelt, aber ich glaube kaum, Ihnen zu Diensten sein zu können, Herr Wiese-Warnsdorff,“ sagte ich ablehnend.

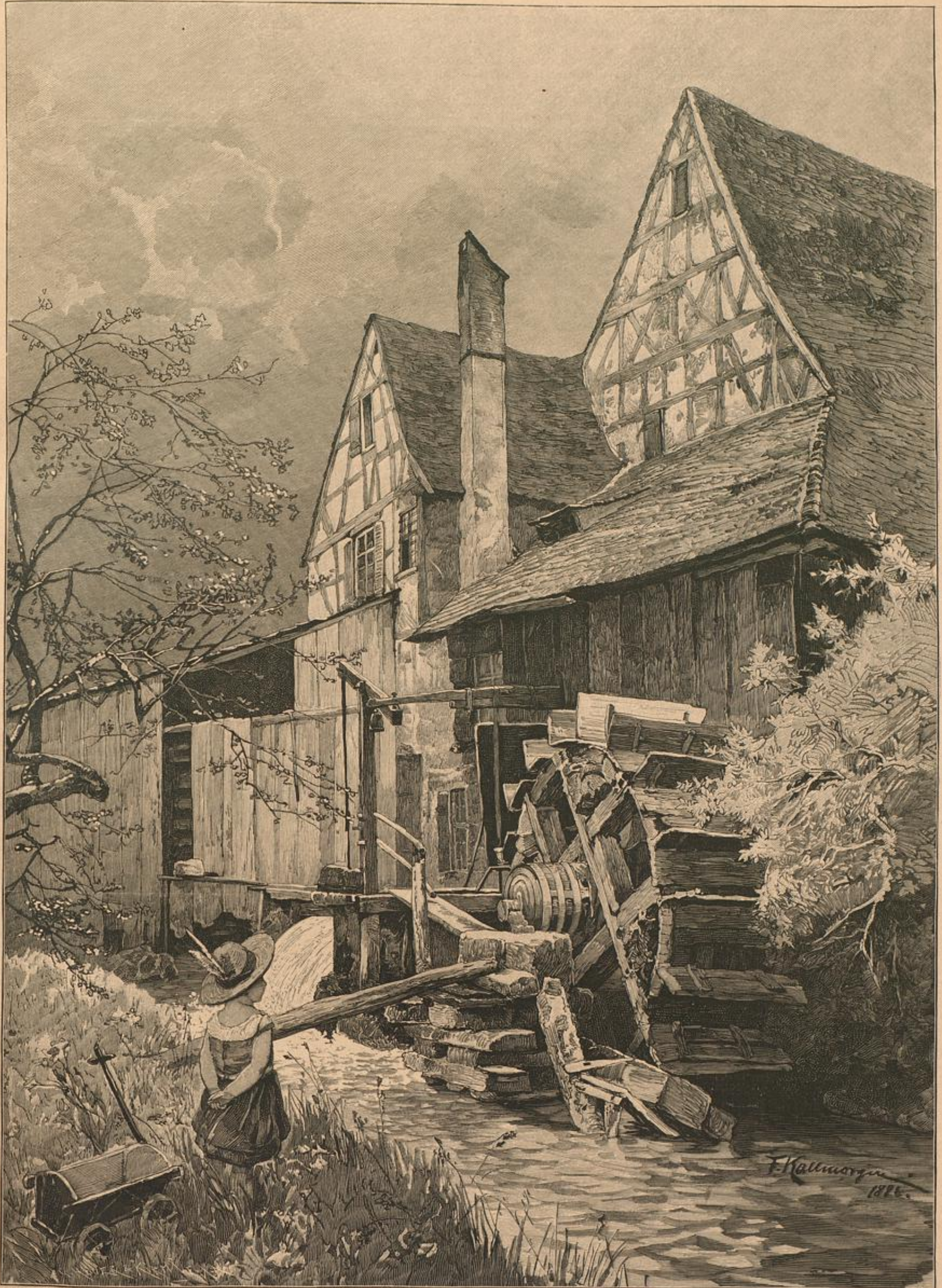
Er zog sich einen Stuhl zu mir heran und gestikulirte mit den Händen vor meinen Augen herum, daß mir schwindelig zu werden begann.

„Sie müssen mir helfen, Sie dürfen nicht zugeben, daß unsere Pläne jetzt noch zu Wasser werden,“ sagte er. „Die erste Notiz über die berühmte polnische Sängerin, — ‚Jadwiga Zamoyzka‘ nennt sie sich, — hat schon in den Zeitungen gestanden. Sie werden sie wohl gelesen haben. Denken Sie sich, jetzt, wo schon Alles eingeleitet, der Director mit Allem einverstanden ist, jetzt wird die Cibulka rabiat! Sie hat den Gesanglehrer zur Thür hinausgeworfen, der dramatischen Lehrerin gesagt, sie wolle sich keine Faxen beibringen lassen, und den Tanzmeister gefragt, woher er denn wisse, wie man die Krakovienne tanze! Mit einem Worte, es ist nicht mit ihr zu reden!“

„Unsere Pläne, Herr Wiese-Warnsdorff!“ fragte ich. „Meine Absicht ist es nie gewesen, daß Irma Cibulka oder Jadwiga Zamoyzka, wie Sie sie umgetauft haben, Ihre ‚Casimira‘ singen solle. Und wenn sie jetzt selbst einsieht, daß es nicht geht, was habe ich damit zu schaffen?“

Aber Herr Wiese-Warnsdorff gestikulirte noch heftiger mit den Händen, deren eine er sogar auf meinen Arm legte, und diese Verührung empfand ich in meinem Zustande, trotzdem seine Hand rundlich und weich war, wie die aller sorgenlosen und selbstzufriedenen Leute, doch als einen unerträglichen körperlichen Schmerz.

„Sie will die ‚Casimira‘ ja singen, Baron, sie weigert sich keineswegs,“ schrie er mir in das Ohr; „aber sie will keine Stunden mehr nehmen, sie behauptet, es sei lächerlich und unnütz, hundertmal hinter einander die Tonleiter zu wiederholen und Stellungen wie eine Verrückte einzunehmen und Schiller's Glocke zu declamiren, wenn man nicht einmal richtig deutsch spreche.“



Hammerfchmiede im Schwarzwalde. Nach einer getuschten Bleistift-Zeichnung von Fritz Kallmorgen. — Siehe Seite 27.

Sie will die Rolle ja singen, aber der Künstler-Hochmuth hat sie befallen, — sie meint, sie könne Alles von selbst, und sie brauche sich von Anderen nichts lehren zu lassen."

"Dann weiß ich keinen andern Rath, als daß Sie Ihren Plan aufgeben, Herr Wiese-Warnsdorff, und sich nach einer andern Sängerin für die Casimira umsehen," sagte ich. Ich slog an allen Gliedern, ich überlegte allen Ernstes, ob ich nicht in die Küche hinüberlaufen und die Thür hinter mir verriegeln sollte, nur um den unerträglichen Menschen loszuwerden; aber ich fürchtete, mich lächerlich zu machen, und daß er erzählen werde, ich sei verrückt geworden. So hielt ich still, ob mir auch mit jedem seiner lauten Worte übler zu Muth wurde.

"Eine andere Sängerin für meine Casimira suchen?" entsetzte sich Herr Wiese-Warnsdorff. "Es ist unmöglich; wen sollte ich nehmen? Sie sind zu alt oder in ihrer Manier versteinert. Sie machen mir eine Operetten-Gräfin aus meiner Casimira, und ich brauche ein natürliches Mädchen. Gehen Sie mir mit den Anderen, — die Cibulka muß die Rolle spielen, schon wegen des polnischen Accents, der das Publicum entzückend wird."

Es wurde mir zu viel, ich war unfähig zu jedem weiteren Widerstande; ich hatte nur noch den einen Gedanken, ihn gehen zu sehen, ihn loszuwerden um jeden Preis. "Was verlangen Sie von mir, Herr Wiese-Warnsdorff?" fragte ich resignirt.

"Gehen Sie zu Fräulein Cibulka, sehen Sie ihr den Kopf zurecht, Baron! Sie sind der Einzige, dem ich noch einen Einfluß auf sie vertraue —"

"Gut," unterbrach ich ihn, "ich werde zu ihr gehen, ich werde mit ihr sprechen. Aber nur unter der Bedingung, Herr Wiese-Warnsdorff, daß Sie mich augenblicklich verlassen. Der Arzt hat mir auf das Strengste untersagt, so laute Stimmen zu hören, wie die Ihrige, und ich fühle mich sehr angegriffen."

"Wirklich, Sie sehen schlecht aus, ich hatte das vorher nicht bemerkt," sagte er so obenhin. "Wann werden Sie zu Fräulein Cibulka gehen?"

"Heute noch, spätestens morgen. Adieu, Herr Wiese-Warnsdorff."

Ich hatte eine Scene mit meiner Wirthin, als er endlich hinaus war, aber mir wurde ein wenig besser, nachdem ich mich gehörig ausgehohlet hatte. Hingehen mußte Du, sagte ich mir, Du hast es versprochen, und morgen wird es Dir noch lästiger sein, als heute.

Also ging ich noch denselben Tag.

Ich traf Irma Cibulka zu Hause. Sie hatte sich sehr verändert, ihre Frische war verloren gegangen, und sie sah blaß aus; aber als sie mir entgegentrat, übrigens mit den Bewegungen einer Dame und ohne jede Verlegenheit, konnte ich eine freundliche Ueberraschung in ihren Zügen lesen.

"Guten Tag, Herr von Kozirowski!" rief sie mir entgegen. "Sie haben es immer gut mit mir gemeint; wie freue ich mich, daß Sie sich nach mir erkundigen."

Das klang wie eine Anklage gegen die Anderen; sie mußten ihr wohl hart zugefügt haben. Ich war angegriffen vom Treppensteigen und rang mühselig nach Athem.

"Ihnen geht es auch nicht, wie es sollte," fuhr sie fort, und sie behielt meine Hand noch immer in der ihrigen. "Sie sehen übel aus."

Das that mir wohl, denn es kam von Herzen. "Sprechen wir nicht davon," entgegnete ich, "es wird schon besser werden. Aber was ist es mit Ihnen, Irma? Herr Wiese-Warnsdorff war bei mir; Sie haben die Idee aufgegeben, zur Bühne zu gehen?"

"Hat er Ihnen das gesagt?" fragte sie heftig. "Es ist nicht wahr, Sie brauchen ihm nicht zu glauben. Aber sie sollen aufhören, mich zu maltrairiren, das sollen sie! O, wenn Sie wüßten, Herr von Kozirowski, wie sie mich gequält haben! Singen Sie a, Fräulein Irma, kommt der Gesangslehrer, bitte noch einmal das a, — das war schon besser." Das dramatische R, Fräulein Cibulka, und mehr Wucht im Ausdruck, sagt die dramatische Lehrerin. Und dann Herr Wiese-Warnsdorff: "Kommen Sie, gnädiges Fräulein, wir wollen das Duett des zweiten Actes einstudiren, ich werde die Tenor-Partie singen." Der alberne Mensch! Als ob ich nicht merkte, daß er sich nur mit dem Tenor abquält, um mich unter dem Vorwande, mich an das Spiel gewöhnen zu müssen, um die Taille zu fassen."

"Also so liegt es?" fragte ich. "Er ist verliebt in Sie?"

Irma zuckte verächtlich die Achseln. "Verliebt? Als ob der Mensch verliebt sein könnte! Es ist kein Blut in ihm, nichts als Thuererei; aber ich will ihn mir schon vom Halse halten!"

"Ja, Irma," sagte ich, "wenn Sie die Rolle überhaupt singen wollen, wird Ihnen auch nichts übrig bleiben, als die langweiligen Stunden hinzunehmen. Es will Alles gelernt sein."

"Aber sie sollen mich nicht quälen mit Dingen, die ich nicht lernen kann. Klavierspielen, mit meinen ungelinkten Fingern..." Sie lachte und trommelte mit den Fingern auf den Tisch. "Damit ich mir selbst die Melodien einstudiren und begleiten kann, sagt Herr Wiese-Warnsdorff. Ich bitte Sie, ich behalte jede Melodie im Kopfe, die ich einmal gehört habe, — was brauche ich da einzustudiren? Singen, nun ja, da läßt sich noch etwas lernen. Aber dramatischen Unterricht, — sagen Sie, Herr von Kozirowski, wozu brauche ich dramatischen Unterricht? Die Leute würden mich auslachen, wenn ich versuchen wollte, die Worte so nachzusprechen, wie die Lehrerin sie mir vorspricht, und wenn ich den Arm dazu ausstrecken wollte, wie einen Windmühlen-Flügel, — so!"

Sie stand vor mir in dramatischer Pose und streckte den Arm aus, halb ärgerlich und halb lustig.

"Stellt sich wohl ein Mensch in seinem ganzen Leben so hin?" fuhr sie fort. "Und warum soll das auf der Bühne anders sein, als es sonst ist? Ich sehe den Unsinn nicht ein. Ich will die Casimira spielen, aber man soll mich das machen lassen, wie ich es will, nicht wie sie mir einreden, daß es sein müßte."

"Es ist eine eigene Welt auf der Bühne, Irma," sagte ich, denn es wäre nutzlos gewesen, ihr von künstlerischem Stil und so weiter zu sprechen, "und die Menschen, die da auftreten, haben ihre eigenen Manieren. Aber wenn es Ihnen lästig ist, wenn Sie sich da nicht hineinfinden können, warum geben Sie die Idee nicht auf, zur Bühne zu gehen? Muß es denn sein?"

Sie sah mich an, nicht mehr trotzig, wie damals, als ich ihr zuerst diese Idee auszureden versucht hatte, aber fest und sicher. "Ich weiß, Sie meinen es gut mit mir, Herr von Kozirowski," erwiderte sie, "und es wäre vielleicht besser für mich gewesen, wenn ich auf Sie gehört hätte. Vielleicht hätte es genügt, wenn Tasczewski mich damals geprügelt hätte," — sie sagte das ganz ernsthaft, wie ein polnisches Bauernmädchen, das die Prügel zu den Zärtlichkeiten des Geliebten zählt, — "aber Sie wissen, das ist nicht seine Sache. Jetzt kann ich nicht mehr zurück, ich bin dem Theater-Agenten für seinen Vorstoß haßbar. Und es wird auch gehen," schloß sie muthiger, "es wird gehen, aber sie sollen mich das machen lassen, wie ich es nach meinen Kräften machen kann, und vor allen Dingen sollen sie mich vierzehn Tage in Ruhe lassen. Wollen Sie das Herrn Wiese-Warnsdorff sagen?"

"Gewiß, Irma, das will ich," entgegnete ich und reichte ihr zum Abschiede die Hand. "Es geht Ihnen wie mir, Ihre Nerven halten nicht mehr Stand. Weshalb hat mir Tasczewski niemals gesagt, daß es Ihnen nicht gut geht? Ich würde mich sonst früher persönlich nach Ihnen erkundigt haben."

"Tasczewski, — Sie wissen, wie er ist," sagte sie und lachte dazu. "Der hat mehr Sorge um Sie, als um mich." Damit schieden wir, und ihre letzten Worte, trotzdem sie freundlich sprach, klangen mir wie ein berechtigter Vorwurf. Ich war ein rechter Egoist gewesen all die Zeit hindurch! —

So sehr ich mich vorher davor gefürchtet hatte, zu Irma Cibulka zu gehen, so angenehm war es mir nachher, dort gewesen zu sein. Ich fühlte mich wohl, lebensmuthiger danach, und das kam jedenfalls nur daher, daß sich meine Gedanken nicht mehr nur einzig mit mir selbst beschäftigten.

Als Tasczewski das nächste Mal zu mir kam, sprach ich ihm von meinem Besuche bei seiner Braut und sprach wohl lebhafter als sonst.

"Es geht Ihnen heute besser, Herr," sagte der gute Mensch, der immer nur an mich dachte. "Wir haben den schönsten Frühling, und Sie sollten einige Wochen auf das Land gehen, — es würde Ihnen gut thun."

"Du bist ein guter Arzt, Tasczewski," erwiderte ich. "Es müßte wohl schön sein, die Bäume blühen zu sehen. Aber wo sollte ich hingehen? Zu meinen Verwandten? Sie haben Rittergüter, aber ich würde ihnen lästig sein."

"Wenn wir noch Czernowice hätten, würden wir nicht in Verlegenheit sein," sagte Tasczewski.

Czernowice, — daß er gerade in diesem Augenblicke davon sprechen mußte! Ich hatte es nie wieder-gesehen seit meinen Knabenjahren, und doch stand jedes Haus, jeder Baum in meinem Gedächtnisse, als hätte ich es gestern verlassen. Mich ergriff ein plötzliches Heimweh nach dem Orte, der einst meine Heimath gewesen war, ich empfand eine wahre Gier, das Haus wiederzusehen, in dem ich geboren worden, — nur einmal wollte ich an dem Grabe meines Vaters beten. Und was hinderte mich, diese Sehnsucht zu befriedigen? Ich war frei, ich konnte für länger verfügen, als für die zwei, drei Tage, deren ich zu der Reise bedurfte. Freilich, ich würde als ein Fremder auf dem Boden erscheinen, der meinen Vätern zu eigen gewesen; aber ich wollte dort nichts, ich suchte dort nichts, als noch einmal an die Erinnerungen der Kindheit anzuknüpfen, und

mir war es, als müßte sich danach mein Schicksal anders gestalten. Ich sprang auf aus meiner faulen Lage, als ob ich elektrisirt sei, — das Wort "Czernowice" hatte mich mächtig ergriffen.

"Tasczewski, Freund, Bruder," rief ich und fiel ihm um den Hals. "Du hast das Richtige gefunden! Ich will nach Czernowice; morgen noch reise ich, und Du mußt mich begleiten!"

Tasczewski sah mich verwundert an. "Wo werden Sie wohnen, Herr?" fragte er bedächtig. "Im Schloß? Es sind fremde Leute darin, und wer weiß, wie die Sie empfangen werden."

"Im Schloße?" sagte ich, und dabei ging ich schon im Zimmer umher und zog Schubladen auf und überlegte, was mitzunehmen sei. "Im Schloße? Wo denkst Du hin? Glaubst Du, daß ich um Aufnahme betteln möchte bei den Leuten, die Deine Mutter und Dich in die Fremde gejagt haben? Wir übernachteten im Dorfkrüge, auf dem Heuboden, — Du weißt, wo die Juden und die Fleischer schlafen, wenn die Nacht ihnen gerade in Czernowice über den Hals kommt. Was sollte ich im Schloße? Es wird darin doch Alles anders sein. Aber ich will die Dorfstraße sehen, auf der wir mit Steinen nach den Hunden warfen, und den Pfuhl, auf dem wir unsere Schiffe aus Eichenrinde schwimmen ließen, und den Bach, in dem wir Krebsse fingen. Das wird ja erlaubt sein, — meinst Du nicht, denn die Leute im Schloße haben ja keinen Schaden davon." Ich lachte und öffnete die Thür und rief nach der Wirthin: "Frau Lehmann, Sie müssen meinen Koffer vom Boden holen, den kleineren, wissen Sie, und noch heute!"

Tasczewski sah, daß es ernst war. "Wenn es denn sein soll, Herr," sagte er, "so werde ich zu Irma gehen und ihr sagen, daß sie mich die nächsten Tage nicht zu erwarten braucht, und ich werde mir vom Factor Urlaub holen."

Ich streckte den Kopf zum Fenster hinaus und sah nach dem Himmel, ob sich das köstliche Frühlingswetter halten werde. "Zu Irma?" fragte ich, und mir kam der Gedanke, daß es auch ihr gut sein würde, die Fahrt mitzumachen. Es war keine Vergnügungsreise für sie, aber es war doch eine Abwechslung; sie kam heraus aus der gewohnten Umgebung, sie kam auf andere Gedanken, und ich hatte ja an mir selbst erfahren, wie das wirken kann. "Nein, warte doch, Tasczewski," sagte ich, "ich gehe mit Dir. Sie soll mit uns fahren; eine Unterkunft wird sich wohl für sie finden."

Und ich schleuderte meine Pantoffeln gegen die Wand und fuhr in die Stiefel und lachte und sang und fragte dazwischen, ob dies und das in Czernowice wohl noch ebenso sein werde, wie es in meinem Gedächtnisse stand.

Meine Wirthin hatte wohl gehört, daß ich mich zum Ausgehen fertig machte, und erwartete mich auf dem Corridor. "Sie wollen wirklich verreisen, Herr von Kozirowski?" fragte sie mit besorgtem Gesicht.

"Morgen, Frau Lehmann, morgen," sagte ich und sagte sie lachend um die dicke Taille; "aber Sie brauchen sich nicht zu ängstigen, ich komme bald wieder."

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Erzherzogin Maria Josepha von Oesterreich.

Hierzu das Portrait von A. Schubert, Seite 17.

Drinzeffin Maria Josepha von Sachsen, Gemahlin des Erzherzogs Otto von Oesterreich, wurde am 31. Mai 1867 geboren, als zweite Tochter des Prinzen Georg, des präsumtiven Thronfolgers im Königreich Sachsen, und seiner am 5. Februar 1884 verstorbenen Gemahlin Maria Anna, Infantin von Portugal. Nachdem am 14. Juli v. J. auf Schloß Hosterwitz, dem herrlichen Besitzthum ihres Vaters, die Verlobung der jungen Prinzeffin mit dem Erzherzog Otto offiziell verkündet worden, erfolgte am 2. October zu Dresden die Vermählung. Ueber die hierbei veranstalteten großartigen Festlichkeiten, wie auch über die kostbaren Hochzeitspenden ist in diesem Blatte ausführlich berichtet worden.

Der Gemahl der jungen Prinzeffin, Erzherzog Otto, erblickte am 21. April 1865 zu Graz das Licht der Welt, als zweiter Sohn des Erzherzogs Karl Ludwig aus dessen zweiter Ehe mit der 1871 verbliebenen Prinzeffin Maria Annunziata, Tochter des Königs Ferdinand II. von Sicilien. Der Erzherzog ist Rittmeister im österreichischen Manen-Regiment Nr. 7.

Radbruch verboten.

Unverwelkliche Frühlingsblumen.

Von Elise Polko.

Es giebt musikalische Schöpfungen, deren Ursänge uns so warm interessieren, wie das Wachsen und Entfalten einer Knospe, und die uns keine Ruhe lassen, bis wir jenes Fleckchen entdedten, wo sie keimten und zuerst das goldene Licht erblickten, zur Freude Unzähliger. Nur kleine Lieder sind es, an die ich eben denke, aber die eigenartigsten der Welt,

Nieder, die ewig jung bleiben müssen, weil sie uns in das Paradies der Kindheit tragen: musikalische unverwelkliche Frühlingsblumen. „Wo sind sie zuerst aufgewacht?“ fragte schon Mancher.

In dem alten Berlin war es, vor Jahren, wo in einem unscheinbaren Hause ein wunderlicher Musiker wohnte, der eigentlich nur noch durch seine Schüler mit der übrigen Welt zusammenhing. Wer aber über die Schwelle seines Stübchens treten durfte, den umring urplötzlich ein unerklärliches Etwas, eine Atmosphäre des Friedens, und wie Veilchenbust wehte es zu jeder Zeit, wenn auch draußen längst keine Veilchen mehr blühten.

Ludwig Berger wohnte eben dort, der feinsinnige, seelenvolle Klavierspieler und Componist, dessen Name wohl längst untergetaucht sein würde in den Wellen der Zeit, trotz so mancher reizvollen, tiefinnerlichen Tonhöflichkeit, wenn er nicht glänzende Schüler hinterlassen hätte, die seinen Namen in alle Welt getragen. An dem einfachen Flügel dieses ernstlichen Lehrmeisters sah ja auch das sonnige Glädskind Felix Mendelssohn — und so mancher Andere, der die hochpoetische Anregung, die er dort empfing, hinaustrug und sie weiter verbreitete und austretete, wie einen Samen, der tausendfältige Frucht trägt. Wohin solch ein Körnchen weht, wer kann es verfolgen? Wir sehen nur plötzlich Grün und Blumen aufsprühen, wo wir es nimmer gedacht. Das ist immer und überall der Segen eines Lehrmeisters von Gottes Gnaden. Die Zeitgenossen Ludwig Berger's schildern ihn in seiner Eigenschaft als Klavierspieler als eine Art deutschen Chopin, im Anschlag, in der träumerischen Weichheit des Vortrags und der Innigkeit der Empfindung. Wenn jemals ein lebendiges Beispiel das Wort Oen's illustrierte: „Musik ist die Aeußerung der Sehnsucht, zu Gott zurückzulehren“, so war es hier der Fall: der vereinsamte Musiker war das verkörperte Verlangen, heim zu gehen. In der Erinnerung aller seiner Schüler steht er als ein blasser, kränklicher Mann, der nur noch ein Jüngerleben führte, nachdem er Jahre lang in der großen, glänzenden Welt von London, Stockholm und Petersburg als Künstler von Enthusiasmus getragen und in jeder Weise gefeiert worden war. Aber die Kiesenstadt an der Newa hatte ihm Weib und Kind geraubt, die er so grenzenlos geliebt, und zwei Gräber dort in der kalten Fremde zurücklassend, war er gebrochen und todestraurig zurückgekehrt in seine deutsche Heimath. Sein Meisterstübchen erschien den Besuchern nur noch als ein einziger großer Reliquienkloster zum Gedächtniß der Todten. Ueberall Erinnerungen an sie!

Zwischen den Bildnissen all der Musiker, die seinem Künstlerherzen nahe standen, und den verblähten Portraits einer sanftblühenden Frau und eines blondlockigen Kindes hing, unter Glas und Rahmen geborgen, ein verdorrter Veilchenkranz, der auf dem Sarge seines jungen Weibes gelegen, und der die ganze Geschichte seines Liebeslebens umschloß. Und der Verbraute selber hatte sie in schlichte Verse gebracht und zugleich in Töne gesetzt, und es giebt nichts Rührenderes als das Veilchenlied Ludwig Berger's. Es lautet:

Von blauen Veilchen war der Kranz,
Der Hännchens Boden schmückte,
Als ich zum erstenmal im Tanz
Sie schüchtern an mich drückte.
Schaut nun aus reichen Blumenflor
Ein blaues Veilchen still hervor:
Denk' ich der sel'gen Stunden.

Von blauen Veilchen war der Strauß,
Der Hännchens Busen zierte,
Als ich in unser kleines Haus
Das junge Weibchen führte.
Was Wunder, wenn in Feld und Hain
Das blaue Veilchen mir allein
Gefällt von allen Blumen!

Und als der Tod mir Hännchen nahm,
So seht mit mir verbunden,
Da hab' ich selber ihr voll Gram
Den Veilchenkranz gewunden.
Doch nicht von dunklem Rosmarin,
Von blauen Veilchen wand ich ihn,
Die ich mit Thränen neigte.

Neben den gewaltigen Notenschranken im Musikerstübchen stand auch, dicht am Arbeitstische des Meisters, ein schmaler, dunkler Schrein; sein Schlüssel war bequem zu erreichen, wenn der Schreibende nur die Hand ausstreckte. Und seltsam war's: Jeder, der zu Ludwig Berger trat, zu welcher Stunde es auch sein mochte, sah auch, daß der Schrein offen stand; aber Niemand konnte einen Blick hineinwerfen, denn seine Thüren fielen sofort lautlos zu, und der Schlüssel wurde abgezogen. Hin und wieder hatte wohl einer der jüngeren Schüler neugierig gefragt, ob darin noch ganz besondere Notenschätze vergraben seien, und die Antwort lautete: „Nur einen Schatz enthält er, — meinen liebsten Musiker, — den aber Niemand kennt, als ich.“ Wer das nur sein mochte? Die Partituren von Vater Bach und Haydn, Händel und Gluck, Beethoven und Mozart standen doch vor Aller Augen in den großen Schränken! Nun, wahrscheinlich war es irgend ein uralter Italiener aus irgend einer weltverlorenen Bibliothek.

Es geschah nun eines Tages, daß einer von Berger's Lieblingschülern sich bei ihm eingefunden hatte, um sich an einer Fugen-Arbeit zu üben. Sein Lehrmeister hatte ihm zur Ausführung ein paar Stunden Zeit gegeben, die er selber zu einem Besuche bei dem alten Vetter zu benutzen gedachte. Berger liebte es, seine Schüler in solcher Weise in seinem Stübchen festzuschmieden und unter seinen Augen die Arbeiten erstehen zu sehen. So brütete denn auch diesmal der Angestellte mit aufgestützten Armen über seiner Aufgabe. Und dazu war es ein so wunderschöner Frühlingsstag draußen! Die Fenster, die nach allerlei Gärten hinausgingen, standen deshalb auch weit offen; vielschimmiges Vogelgezwitscher drang herein, Bienen summteten geschäftig vorüber, Schmetterlinge gaukelten daher, die Schwalben jauchzten hoch in der blauen Luft. Dazwischen ertönten frohe Kinderstimmen und helles Lachen, — wober es kam, konnte man nicht sehen, und doch war es, als ob die ganze Luft voll davon sei. Wie schön und weit war die Welt, wie eng das Stübchen des Lehrmeisters, und wie schade, daß es Fugen-Themen gab! Nun, der Gefangene nahm sich vor, seine Arbeit möglichst rasch und möglichst lobenswerth zu vollenden, aber zu übereilen brauchte er sich deshalb doch noch nicht; — ein paar Stunden sind eine lange Zeit! Er versuchte also zunächst, sich ein wenig

zu stärken und zu erquicken, setzte sich an den Flügel und ließ die schlanken Hände über die Tasten gehen in allerlei Sprüngen und Melodien. Und die Finger liefen denn auch, wie losgelassene Vuben über Stock und Stein, — kein Hinderniß kennend, jedes Hinderniß nehmend. Die Töne sangen, klangen und perlen, daß es eine Lust war und jeder Hörer, auch der anspruchsvollste, seine reine Freude daran gehabt haben würde.

Plötzlich aber sprang der Spieler auf: seine Augen waren auf jenen geheimnißvollen Schrein gefallen, der des Meisters Lieblings-Musiker enthielt, — und siehe da, der Schlüssel steckte im Schlosse! Die Versuchung, den großen Unbekannten kennen zu lernen, der das Herz Berger's so ganz und gar gefangen genommen, war zu groß; mit heftig klopfendem Herzen wurde der Schlüssel umgedreht, — mit schrillumem Laut sprangen die Thüren auf, — junge Augen durchforschten die Fächer. Aber was war das? Kein Buch von der bekannten Form zeigte sich, — keinerlei Notenhefte, — wohl aber eine kleine, vergriffene Peitsche, ein halbzehntes Pferdchen auf Rädern, ein langgestrecktes Siedenpferd lag da in behaglicher Ruhe, dicht daneben ein hölzerner Kreisel. Da standen auch Schachteln mit Bleisoldaten und bemalten Thieren, kleine bunte Häuser und seltsam grüne Bäume. In dem einen Fache aber lagen ein verblühtes Wiegenband und ein vertrockneter Cypressenzweig, sorgfältig auf ein Notenblatt geheftet. Von Ludwig Berger's Hand stand darauf, in zitternden Zügen geschrieben, zwischen den Notenlinien: „Som ersten und letzten Veilchen, — gute Nacht, — schlaf in Ruh!“

Da war des Räthfels Lösung. Der verbrauchte Vater vertiefte sich wieder und immer wieder in die armen Ueberbleibsel seines Kindes, an denen noch der Hauch des warmen, entschwindenden Lebens hing. Das war seine liebste Musik, die ihm entgegenglänzte, unhörbar für jeden Andern, wenn er diesen dunklen Schrein öffnete; hier wohnte jener Musiker, der ihm der höchste gewesen, und den er allein nur gekannt. Ein längst verstummtes silbernes Klavier, eine Kinderstimme wurde hier laut; durch den Lärm der Welt und die Stille der Einsamkeit erklang Kinderjubiläum und Kinderlachen, die süßeste Musik der Welt. Kleine Hände tauchten auf mit tiefen Gräbchen, um nach den Spielsachen zu greifen; glückselige Augen strahlten heller, wie die Lichter eines Weihnachtsbaumes, und erleuchteten Alles mit magischem Lichte.

Die Augen des Jünglings aber, vor denen jetzt die verunkelene Welt erschienen war, schimmerten feucht, und die schlanken Hände bebten, als sie vorsichtig die kleinen Heiligthümer wieder an ihren Platz legten und den Schrein schlossen.

Aber die wieder begonnene Fugen-Arbeit wollte noch weniger vorrücken, als vorher. Die Noten des Thomas mit ihren Allonge-Perrücken mußten sich geradezu zur Wehr setzen gegen allerlei frühliches, leichtbeschwingtes Gesindel, Noten mit Schmetterlingsflügeln, das da hereingeschlattert kam, reizende, kleine Mädchen, die wie aus der blauen Luft niedersielen, — wer sie doch hätte alle einfangen und festhalten können! Aber eine Weise, sanft und lieblich, ernster wie die Andern, stand plötzlich auf dem Notenpapier und darüber das Motto:

„Gute Nacht, schlaf in guter Ruh!“

Und als Ludwig Berger wieder in sein Stübchen trat, da kam ihm sein Schüler mit heißen Wangen entgegen, um dem verehrten Lehrmeister zu gestehen, daß die Aufgabe unvollendet geblieben sei, — aber auch das Warum beichtete er. Dann zeigte er schüchtern ein beschriebenes Notenblatt und erzählte, wie eben jene Melodie wie eine Räder ihn umschwirrt und ihm keine Ruhe gelassen habe, bis er sie aufgezeichnet. Auf den Lippen des Meisters aber erschien ein melancholisches Lächeln, als er sie durchlas; dann sagte er gütig: „Du brauchst Dich ihrer nicht zu schämen, Wilhelm; sie ist mehr werth, als mancher Fingersatz; den kann man erlernen, das da aber nicht.“

Und eben dieser Schüler hieß: Wilhelm Taubert; es ist der sechsundsechzigjährige Hof-Kapellmeister in Berlin und der Componist der Kinderlieder.

Wer kennt sie nicht, die Taubert'schen Kinderlieder, diese Frühlingsblumen voll Frische und Glanz, so innig verwandt mit der urwüchsigen Schönheit des Volksliedes! Daß der königliche Hof-Musikmeister und elegante Klavierspieler Klavier-Concerte, Opern, Sinfonien und zahlreiche andere Compositionen geschrieben, weiß Mancher nicht oder vergaß doch Mancher; aber seine Kinderlieder kann Niemand vergessen, der sie je gehört. Für Alt und Jung, Groß und Klein sind und bleiben sie eine Freude, ein Labfal und eine Trostes-Quelle, so lange es noch Mütter und Kinder geben wird. Und wenn unzählige gesunde Kinder glücklich dem Sange der Taubert-Lieder lauschen, vom „schönen Pferd und blauen Gewehr“, vom „Herrn im Schloß“, vom „Krus, der in den Wald gegangen“, vom „lustigen Finklein und Bäuerlein“, vom „Bettrennen und der faulen Schnecke“, — so erhebt sich auch das leise Flehen von kranken, blaffen Lippen, und müde Augen bitten um ein letztes Wiegenlied. Und gar manches sterbende Kind sank lächelnd in den letzten Schlummer mit dem süßen:

„Sonne hat sich müd' gelassen,
Spricht: nun laß ich's sein,
Geht zu Bett und schliefst die Augen
Und schläft ruhig ein.“

Und manche Mutter sang mit brechendem Herzen den Liebling zur ewigen Ruhe mit dem lieblichen:

„Schlaf in süßer Ruh',
Thu die Augenlein zu!
Höre, wie der Regen fällt . . .“

Niemand hat diese Weisen dem Componisten vorgeschrieben, als — das Herz, Niemand kann sie ihm nachschreiben, so viel dies auch versucht wurde; an all jenen Nachahmungen hängt der erlösende Hauch grübelnder Reflexion. Wenn aber die Eindringliche, die wir in unserer empfindlichen Jugend- und Entwidlungszeit empfangen, die wichtigsten, weil unauslöschlichsten sind, so ist der Schlüssel zu der Werkstatt dieser unvergleichlichen Musik-Schöpfungen gefunden. Er steckt in dem Schlosse jenes alten, dunklen Schreines des Meisters Ludwig Berger, der die Reliquien des trauernden Vaterherzens beherbergte, und über dessen Thüren in unsichtbaren Lettern das Motto steht:

„Schlaf in guter Ruh!“

Nachdruck verboten.

Die Gräfinnen der Provence.

Von Hugo Klein.



o zahlreich die alten französischen Werke zur Geschichte der Troubadours auch sein mögen, die Daten über die Gräfinnen der Provence, die holden Schönen, welche die fahrenden Säger zu ihren zierlichen Minneliedern begeistert haben, sind in vielen Fällen sehr dürftig. Man muß manchmal eine ganze Literatur durchstöbern, um das anmuthige Portrait einer edlen Dame neu construiren zu können, welche in ihren Tagen ein Heer von Dichtern bezauerte. Aber der Erfolg lohnt wohl die Mühe. Denn das Portrait ist lieblich und entzückend, auch nach Jahrhunderten, und verliert nichts von seinem Reize, wenn die Contouren hier und da auch in dem mysteriösen Halbdunkel verschwinden, welches die Zeit darüber gebreitet hat. Die Gräfinnen der Provence waren aber nicht bloß schön und verführerisch, sondern besaßen auch seltene Gaben des Geistes, und manche von ihnen zeichnete sich durch lebenswürdigen Witz und überraschenden Scharfsinn aus, werth, auch von uns bewundert zu werden. Wenn wir ihre Bildnisse vor unser Auge hinstellen, erfahren wir schließlich manchmal auch von wunderbaren Schicksalen und ergreifenden Herzensromanen, die unser menschliches Mitgefühl erwecken.

Die Provence erfreute sich vom zwölften bis zum fünfzehnten Jahrhundert einer beinahe unbeschränkten Unabhängigkeit. Die Barone der Grafschaft lebten auf ihren Burgen und Schlössern wie kleine Könige. Jeder hielt sich förmlich einen Hof, an welchem viele edle Ritter und schöne Frauen, gefeierte Minnesänger und berühmte Gelehrte, von der Gunst der mächtigen, reichen und freigebigen Barone ausgezeichnet, ein glückliches Dasein führten. Die Barone und ihre Vasallen führten zu Zeiten des Krieges tapfer das Schwert im blutigen Kampfe und widmeten sich in friedlichen Tagen ganz den graziosen Spielen des Geistes. Kein Ritter war ein ganzer Mann, der nicht auch zierliche Verse zu machen verstand, und kein Poet erfreute sich der rechten Werthschätzung, der neben artigen Triolets nicht auch wuchtige Hiebe austheilte. Die fahrenden Ritter zogen von Burg zu Burg, die schönen Frauen des Landes zu besingen. Die Damen nahmen lächelnd und glücklich das verflüchtete Lob entgegen, und mancher Troubadour fand noch besseren Lohn, als die goldenen Schätze der Vizgrafen zu bieten hatten.

Die Damen bildeten die bekannten Liebeshöfe, die in allen Fragen des Herzens Recht sprachen, trotz eines weltlichen Gerichtes. Sie verfaßten einen regelrechten Liebes-Codex, der für alle Streitfragen verliebter Seelen ausschlaggebend war und manche köstlichen Sentenzen enthielt. Eine der geistvollsten Burgfrauen der Provence war eine Gräfin der Champagne, welche den Kreis der nordischen Trouveres verließ, um dem Liebeshof von Avignon zu präsidiren. Es war dies Maria von Frankreich, eine Tochter Ludwigs VII. und Leonorens von Aquitanien, die Gemahlin des Grafen Heinrich I. von Champagne. Für ihren Geist zeugen die Entscheidungen, die sie als Präsidentin jenes Minnegerichtes fällte, Entscheidungen, die uns erhalten blieben. So wurde einmal dem Liebeshofe von Avignon der folgende Fall vorgelegt. Eine Dame versprach einem Ritter ihre Gunst für die Zukunft, wenn er mit heiligen Eiden geloben wolle, der Schönen in allen Dingen gehorham zu sein. Der Ritter leistete alle verlangten Schwüre, und das Erste, was die Dame von ihm forderte, war, daß er niemals mehr um sie werben, noch ihr Lob in Versen oder Prosa singen solle. Das war gewiß ein recht hartes Gebot, der Ritter verstand sich aber dazu, es zu erfüllen. Er hielt lange Zeit sein Wort, bis die Dame seines Herzens einmal in seiner Gegenwart von Andern geschmäht und verlästert wurde. Da übernahm er mannhaft ihre Verteidigung. Die Geliebte aber nahm das übel und erklärte dem Ritter, er möge nunmehr alle Hoffnung aufgeben, ihre Gunst jemals zu erringen. Die Gräfin von Champagne entschied gegen die spröde Schöne. Die Frau, hieß es in ihrem Urtheil, war in ihren Geboten zu hart gewesen, als sie einem Ritter, der sie liebte und sich ganz ihrem Dienste weihete, verbot, seinen zärtlichen Gefühlen Ausdruck zu geben. Es sei darum auch verzeihlich, wenn der Ritter gegen das Gebot fändigte, besonders da er für die Ehre der Geliebten eintrat. Die Dame sei zweimal undankbar gewesen: erstens mit dem grausamen Verbot für den Schwur des Gehorhams, zweitens durch die Ungnade für einen Ritterdienst. Eine andere, der Gräfin vorgelegte Frage war, welchem von zwei Rittersn, die an Verdiensten ebenbürtig und nur mit irdischen Gütern nicht gleichmäßig bedacht seien, eine Dame ihre Gunst schenken solle. Die Antwort war, die Dame möge, falls sie reich sei, den Armeren mit ihrer Liebe beglücken, denn eine Zurücksetzung wegen Armuth sei doppelt kränkend; sei aber die Dame arm, möge sie dem Reichen die Hand reichen, nicht um durch ihre Gunst Glücksgüter zu erwerben, sondern aus dem Grunde, weil die Liebe nicht lange besteht, wenn sich Armuth mit Armuth vermählt; in Sorgen, Roth und Unmuth werde die Leidenschaft ertödtet, verlösche die Gluth des Herzens, welche Andere vielleicht durch ein Menschenleben beglückt hätte.

Die spröde Dame, welche den erwähnten Ausdruck des Minnegerichtes provocirte, soll Guillelma von Zaviac gewesen sein, und der Ritter, mit dem sie ihr grausames Spiel trieb, welchen sie aber später wieder in Gnaden aufnahm, nachdem er sich zur Sühne der angeblichen Schuld den Nagel des kleinen Fingers ausgerissen, Guillelmo von Balaun. Von dem Letzteren existirt ein artiges Liedchen, das sich auf seine große Herzens-affaire bezieht. Es lautet:

„Von Zärtlichkeit
Und Liebesleid
Nie mehr ein Wort!
Bei meinem Schwur,
Sonst geh' ich fort!
So blide nur
In mein Gesicht:
Das Auge spricht
Und redet nicht.“

Eine andere Präsidentin der Liebeshöfe war die Vizgräfin Ermengarde von Narbonne, welche der Troubadour Pierre Rogiers, ein ehemaliger Canonicus, in seinen Liedern unter dem Namen „Toot n'avez“ besang. In Pierrefeu präsidirte dem Minnegerichte Eleonore von Aquitanien, die spätere Gemahlin Heinrichs II. von England, eine Enkelin des ersten Troubadours Wilhelm von Poitiers. Sie entflammte einen berühmten Troubadour, Bernard von Ventadour, zu heftiger

(Fortsetzung auf Seite 26.)



1886. 12. 22.

Eingeführt. Scene aus der Nähe von Zerschieden bei Galle a. d. S. vom 22. December 1886. Nach einer Skizze von Oswald Thiel — Siehe Seite 28.

E. THIEL

Kunstgewerbliches

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

ENTW. PATR. C. G. PATR.

er Fußboden in unseren Zimmern. — In unserem deutschen Klima ist Holz das einzige Material, welches für den Fußboden eines bewohnbaren Zimmers paßt. Den Häusern, welche unter dem milderen Himmel Griechenlands und Italiens stehen, können wir getrost den Mosaik-Boden überlassen; unter unseren Füßen soll es warm sein und behaglich, wie um uns her. Das kann uns der Stein nicht schaffen. Aber dem Holze rechnen, sondern auch mit dem Teppich, der auf ihm liegt.

Das elegante Haus der Gegenwart hat gemusterte Parkettböden, welche entweder mit Wachsfarbe angestrichen und



Weinkühler oder Blumentopf

in Kupfer oder Bronze. Entworfen von A. Kauscher, Bildhauer in Berlin, ausgeführt von Ch. Guiremand ebendortselbst. Höhe 28 Cent., Durchmesser 21 Cent.



Eiersieder

in Messing oder Kupfer. In verschiedenen Größen. Nach dem Entwurf von A. Meyerheim in Berlin ausgeführt von Ch. Guiremand ebendortselbst.

Starker Glanz des Fußbodens, wie er etwa bei einem glatt polirten Marmorboden oder bei einem gut gewichsten Parkettboden sich zeigt, macht zwar den Eindruck des Prächtigen, aber auch den einer gewissen Kälte. Er hat, wenn er Wände, Fenster und Lichter spiegelt, etwas Eiskühes, Gläsernes. In einem Räume, wo wirklich Pracht entfaltet werden soll, ist dieser Spiegelglanz wohl am Plage; in einem Zimmer aber, wo man sich den ganzen Tag aufhält, liebt man ihn nicht.

Weit wichtiger, als der eigentliche Boden, ist vom künstlerischen Gesichtspunkte, was ihn bedeckt, der Fußteppich. Der hölzerne oder steinerne Fußboden ist etwas absolut Nothwendiges; er unterliegt in erster Linie

practischen Anforderungen. Nicht so der Teppich, der, als Luxus-Gegenstand, der künstlerischen Bethätigung viel freieren Spielraum läßt. Mit Recht hat man es als eine Geschmacklosigkeit bezeichnet, wenn auf Fußteppichen lebende Wesen, Thiere, Menschen, ganze Liebeskennen oder gar die Portraits berühmter Leute angebracht sind. Beete von ungeheuerlichen Blumen, Guirlanden von Früchten, Bäume mit märchenhaften Vögeln im Gezweig, ganze Landschaften mit Felsen, Wassern, Tempeln und Ruinen, — das sind lauter Dinge, die nicht auf den Fußboden eines Zimmers gehören.



Spiegel in Bronze.

Entworfen von J. Huber in Wien, ausgeführt von Ch. Guiremand in Berlin. Ganze Höhe 68 Cent.

dann mit der Bürste geglättet oder mit Firniß überzogen werden können. Der künstlerische Eindruck ist bei beiden Methoden ziemlich der gleiche. Der Wachsglanz macht wohl den Eindruck einer ausgefuchteren Eleganz, fordert aber dafür auch eine beständige, weit sorgfältigere Behandlung des Bodens. Den Boden mit Oelfarbe anzustreichen, ist wohl nur bei Böden aus gewöhnlichem Tannenhölze angezeigt; Böden aus härteren, edleren Holzarten sollten nicht die Structur der Holzfasern unter der Farbe verschwinden lassen; denn eine Fläche aus edlem Holze ist ja an sich schon etwas Schönes.

Die Farbe, welche man dem Fußboden giebt, ist nicht ganz gleichgültig. Zu helle Farbentöne auf dem Fußboden machen einen störenden, unruhigen Eindruck; graue Farbe wirkt kalt. Das Schönste ist unstreitig eine dunkle Holzfarbe, und zwar sollte sich dieselbe möglichst einfach über die ganze Bodenfläche ausbreiten. Es ist wohl hübsch, wenn man ein gewisses Ballengesüge im Boden erkennt; aber die Zimmerung braucht nicht durch verschieden gefärbtes, helleres und dunkleres Holz allzu stark hervorgehoben zu werden. Dadurch würde höchstens der Eindruck, daß man über eine glatte Fläche wandle, verwischt. Ein steinerne Boden unterliegt anderen Schönheitsgesetzen, als ein hölzerner. Wir wissen ja, daß die Steine von Natur aus mit lebhafterem Farben-Unterschiede ausgestattet sind als die Hölzer; deshalb sehen wir auch nicht ungern die steinernen Fußböden in Gängen und Vorhallen mit verschieden gefärbten Marmor- oder Fayence-Tafeln belegt. Nur darf die Färbung auch hier nicht etwa Erhöhungen und Vertiefungen darstellen wollen, welche den Blick täuschen und unangenehm berühren.



Armstuhl mit Bezug aus Seidenstoff.

Entworfen und ausgeführt von E. Seeger, Möbel- und Spiegel-Fabrik in Mannheim.

Entweder werden sie zu schreienden Caricaturen und verlegen als solche; oder sie sind allzu naturalistisch und erwecken dann ein unbestimmtes Gefühl, als könne man hier über einen Blumenkorb stolpern, dort einen Löwen auf den Schweiß treten und dadurch den Jörn des Wüstenkönigs erwecken; oder als könnte man nasse Kräfte bekommen, wenn man in den See tritt, den der Teppich-Fabrikant da hingezaubert hat. Die schönste Verzierung des Teppichs bleibt immer eine, der Technik des Teppichwebers möglichst angemessene, ruhige Ornamentirung, welche, weil sie nicht naturalistisch ist, völlig freie Wahl in der Farben-Zusammenstellung läßt. Zieht man reichen Teppichschmuck vor, so kann man Teppiche mit breiten Bordüren wählen, wie sie die orientalische Teppich-Industrie in so wunderbarer Weise herstellt. Die Bordüren sind unbedingt zur Vollkommenheit des Teppichs nothwendig, weil sie ihm eine bestimmte Grenze nach außen hin verschaffen und den Eindruck machen, daß man es hier nicht bloß mit einem beliebig abgeschnittenen und zusammengefügten Stücke Zeug zu thun hat. Die Bordüre kann auch, wenn sie recht reich sein soll, aus mehrfach neben einander hinlaufenden ornamentirten Bändern bestehen, von welchen jedes einen anderen Farbengrund und ein anderes Ornament trägt.

Die orientalische Teppich-Industrie liebt es, den Raum innerhalb der Bordüre nicht noch weiter zu gliedern, sondern die ganze innere Fläche mit einer farbigen, harmonisch beruhrenden Ornamentirung zu überziehen, in welcher Eden und Mitte entweder gar nicht oder kaum merkbar hervortreten, während die europäischen Teppiche meistens in der Mitte ein besonders hervortretendes rundes, ovales, sternförmiges oder rautenförmiges Feld zeigen und außerdem auch in den Eden Verzierungen haben, deren Ausladungen der Mitte des Teppichs zugekehrt sind. Wenn in einem Zimmer nur wenig Möbel stehen, jedoch eine derartige Gliederung des Teppichs auch sichtbar wird, verdient sie wohl den Vorzug vor einer ungegliederten Ornamentirung. Aus ökonomischen Gründen wird die letztere vorzuziehen sein, weil eine

gleichförmige Ornament-Fläche auch späterhin, wenn einzelne Theile abgenutzt sind, noch stückweise verwendet werden kann. Ist nun aber der Teppich wirklich, wie vorher behauptet ward, ein Luxus-Gegenstand oder eine nothwendige Bedingung der häuslichen Behaglichkeit? Die Ansichten darüber können verschieden sein. Bekanntlich legt man in England dem Fußteppich viel mehr Wichtigkeit bei, als in Deutschland. In England wird eine Wohnung ohne reichliche Teppichbelegung des Bodens geradezu als ärmlich angesehen. Die Frage der Nothwendigkeit der Teppiche ist gewiß theilweise eine Modesache; sie hängt aber auch mit dem Klima des Wohnortes zusammen. Wo in den verschiedenen Jahreszeiten die Temperatur starke Gegensätze aufweist, muß die Teppichbelegung eine andere sein, als in solchen Gegenden, wo eine kühlere oder heißere Temperatur das ganze Jahr hindurch sich fühlbar macht. Vollständige Teppichbelegung des ganzen Fußbodens ist im Hochsommer mindestens ein Ueberfluß; wir sind noch nicht so verweichlicht, daß ein hübscher Parkettboden eine Beleidigung für unsere Sohlen wäre. Im Winter freilich ist die vollständige Teppichbelegung stets ein wünschenswerther und angenehm berührender Comfort. Zimmer und überall aber gehören Teppiche unter die Tische, vor Sopha, Divan und Bett, während schwere Schränke nicht auf Teppichen stehen sollten, da sie eigentlich den Eindruck machen müssen, als seien sie aus Fußboden und Wand herausgewachsen. Geschmacklos erscheinen jene grauen oder weissen Leinwandstreifen, die man nicht selten auf gewickelten Parkettböden zu deren Schutz ausgebreitet sieht. Alles, was auf allzuangenehme Schonung hindeutet, beleidigt unser künstlerisches Empfinden. Wenn man schon Parkettböden hat, soll man sich auch getrauen, sie zu betreten; und wenn man den Schritt unhörbar machen will, bestreue es durch einen wirklichen, farbigen Teppichstreifen, der mit seiner künstlerischen Ausstattung wenigstens zu seiner Umgebung paßt und zugleich den Boden schont. Luxus, auf einen sparsamen Untergrund gebreitet, macht sich immer hübsch, während die Sparsamkeit über dem Luxus unangenehm berührt. Nicht einmal in Gängen, Vorkäufen und auf Treppen mögen wir diese Leinwandstreifen ertragen; am wenigsten, wenn sie Falten werfen und dadurch leicht zum Stolpern führen. Für Vorkäufe und Treppe ist die Cocosfaser das geeignete Teppich-Material; es dämpft den Schritt, macht mit seiner braunen Holzfarbe einen angenehm warmen Eindruck und wirkt zugleich als Bürste.

Das erinnert uns daran, daß jeder Teppich eigentlich einen mehrfachen Zweck erfüllen muß: er soll wärmen, soll Geräusche abschwächen und dem Fuße eine feinere Empfindung vermitteln, als der harte Boden, und soll endlich auch dem Auge durch seine Farben oder sein Muster eine Anregung bieten. Je mehr man bei der Ausstattung einer Wohnung mit Teppichen dieser verschiedenen Zwecke sich bewußt ist, je mehr man den Teppichschmuck nach diesen verschiedenen Richtungen hin und dem Zwecke der Zimmer entsprechend verändert, um so mehr wird die Wohnung den Eindruck machen, daß in ihr der gute Geschmack als unsichtbarer Hausgeist wohnt und über die orientalische Farbenpracht unserer Bodenteppiche hinwegwandelte, — natürlich nicht ohne einen tüchtigen Ausklopfstock.

Mag Haushofer

(Fortsetzung von Seite 23.)

Liebe. Eleonore war selbst Dichterin, doch verrathen die „Coblas“, die sie an ihren späteren Gemahl richtete, mehr Geist, als Gefühl. Von den Liedern, die Ventadour an sie richtete, sei hier das folgende citirt:

„Nichts durch Falschheit zu verschulden,
Ihr zu dienen, ihr zu hulden
Und verstummend gern zu dalben,
Ist mein Streben immerfort.
Kein Verschulden, kein Erklühnen,
Stilles Dulden, sanfte Miemen,
Treu's Hulden, treu's Dienen
Fordern Lohn auch ohne Wort.“

Diese Verse verrathen genugsam, wie artig der Minnedienst von Seiten der Troubadours gewesen. Er gewinnt manchmal sogar rührende Formen, wie dies die Geschichte des Geoffroy von Rubel, Prinzen von Blagn, beweist. Er verliebte sich in ein Weib, das er niemals gesehen hatte, in die schöne Relisonde, Raimunds I Tochter, welche die Provence verließ, um Gräfin von Tripolis zu werden. Alle die Kriegsgefährten, welche aus den Kämpfen heimkehrten, erzählten von der Schönheit und Herzengüte der Dame in der Ferne, und diese Schilderungen begeisterten den Troubadour derart für sie, daß er sie zum Ideal seines Lebens machte. An sie richtete er alle seine Chants und Chansonetas, alle seine Albas und Serenas, die verliebten Lieder des Morgens und Abends. Allein er wollte seiner Dame auch persönlich die zärtlichen Gefühle schildern, die ihn erfüllten, und so beschloß er, das Kreuz zu nehmen, und begab sich zur See. Auf dem Schiffe befahl ihm indeffen eine schwere Krankheit, sodas seine Begleiter besorgten, er könne unterwegs sterben. Indessen gelang es ihnen noch, ihn als Sterbenden nach Tripolis zu bringen. Die Gräfin erschien auf die Kunde von seiner Ankunft an seinem Lager und drückte ihn weinend an's Herz. Er wußte, daß es die Gräfin war, welche ihm durch ihr zartes Mitleid den Lohn für seine Liebe spendete. Obwohl er vorher schon das Bewußtsein verloren hatte, „gewann er Gesicht, Gehör und Gefühl zurück.“ Er kam zu Sinnen und lobte Gott, dem er dafür dankte, daß er ihn am Leben erhielt, bis er die Dame seiner Träume gesehen. Er starb in den Armen der Gräfin. Sie ließ ihn im Tempelhaufe zu Tripolis unter großen Ehren begraben. Seine Liebe und sein Tod hatten sie so tief gerührt, daß sie denselben Tag den Schleier nahm und in ein Kloster ging.

Eine nicht minder romantische Liebe war die des Troubadours Folquet zu Azalais de Roquemartine, der graziosen Gemahlin Barrals, Vizgrafen von Marseille, seines legitimen Herrn. Er besang sie unter verschiedenen Namen, nannte sie am Liebsten „Magnet“, doch existiren von ihm auch verschiedene Gedichte an die „dame Morel.“ Zu viele Hindernisse standen seiner Liebe entgegen, als daß er jemals Erhörnung hätte finden können. Seine Lieder sind auch stets traurig, klagend und respectvoll. Vergebens kamen ihre zwei schönen Schwestern, Laure de Saint-Julien und Mobile de Pontevex, ihm zärtlich entgegen. Er liebte nur Azalais von Roquemartine und schloß sich in seiner Verzweiflung einem Kreuzzuge in das gelobte Land an. Vor dem Abschiede richtete er an die Geliebte das folgende anmuthige Liedchen:

„Vergieb, Du, die ich minne,
Daß ich, den Stab zur Hand,
Die Pilgerfahrt beginne
In das gelobte Land.
Dir treuen Dienst beweisen
Kann ich so dort wie hier;
Rein Reisen ist kein Reisen:
Rein Herz bleibt doch bei Dir.“

Nach seiner Rückkehr legte er ein härenes Gewand an, ließ sich den Kopf glatt scheren und zum Priester weihen. Später wurde er Bischof von Toulouse.

Die verführerische Azalais von Roquemartine, an die er sein Herz verloren, war viel umworden und auch von anderen Troubadours viel besungen. Besonders feierte sie in seinen erotischen Poemen Peire Vidal, einer der merkwürdigsten Minnesänger der Provence, halb Dichter, halb Hofnar, in dessen politischen Sirtantas männliche, große Gedanken zum Ausdruck kommen. Azalais hielt den närrischen Sängern zum Besten. Als er ihr aber einmal, da er sie schlafend fand, einen Kuß raubte, mußte er vor dem Jorn der schönen Frau die Flucht ergreifen. Später berief ihn ihr Gemahl nach Marseille zurück, ja mit der Zustimmung des Letzteren erhielt er sogar von der viel gefeierten Dame einen freiwillig gespendeten Kuß. Es scheint, daß er die Damen mit seinem närrischen, prahlerischen Wesen vorzüglich amüßte. Er machte jeder Dame den Hof, die er sah, und Alle thaten, als ob sie von seiner Bewerbung entzückt wären. Er war der festen Ueberzeugung, daß alle die Schönen aus Liebe für ihn starben; in Wahrheit aber belustigten sie sich nur mit ihm.

Eine andere liebenswürdige Beant war Agnes von Montluçon, welcher Bernard von Ventadour seine Huldigungen überbrachte, bevor er, durch die Eifersucht des Gatten aus der Nähe der Frau verbannt, Eleonore von Aquitanien kennen lernte. Er nennt Agnes in seinen Gedichten „bel Verer“ (schöner Anblick). Agnes von Montluçon machte selbst Gedichte, voll hübscher Reime, doch ohne Wahrheit der Empfindung. Da waren die Chansons einer anderen Dichterin, der Gräfin Beatriz von Die, ganz anderer Art; glühende Leidenschaft pulstet in ihnen. Die „Vers“ waren an den Grafen Rambaun von Aurenga gerichtet, der aber für die zärtlichen Worte kein Ohr hatte. Er liebte eine Andere, die er in seinen Poemen „mon diable“ (mein Teufel) nennt. Unglückliche Liebe war häufig das Los der edlen Damen. Die Geschichte der Sermonda von Rouffilon ist bekannt, welcher durch den Gemahl das Herz des erschlagenen Geliebten, des Troubadours Guillem von Cabestain, bei Tische vorgesetzt wurde. Nachdem sie das Herz verpestet hatte, entdeckte ihr der Mann Alles. Sie erwiderte, daß keine andere Speise, kein anderer Trank ihr jemals wieder den Geschmack vom Munde vertreiben solle, den Guillem's Herz darauf zurückgelassen, stürzte sich vom Balcon ihres Schlosses und fand den Tod. Die tragische Affaire ist vielfach von spanischen, italienischen und späteren französischen Novellisten benützt und variirt worden. Eine andere Geschichte von verrathener Liebe hat Paul Heyse in seinen „Troubadour-Novellen“ höchst effectvoll bearbeitet; es ist dies die Geschichte der Affalide von Polignac und des Troubadours Guillem von Saint-Didier; der deutsche Novellist betitelt sie: „Die Rache der Vizgräfin.“

Wir haben in diesem Aufsätze bereits Gelegenheit gehabt, zwei provenzalische Dichterinnen zu nennen, doch giebt es deren viel mehr. Eine solche ist auch Garfunde von Sabran, die Gemahlin des Grafen Alfons II. von Provence, welche in zärtlicher Liebe zu dem Troubadour Elias von Barjol erglühete und viele zarte Poeme dichtete, in welchen sie seiner gedenkt. Es sind dies beinahe durchweg traurige Liebesklagen. Sie hatte übrigens das Glück, nach dem Tode ihres Gatten dem Manne ihres Herzens angehören zu dürfen, und nun gab es in ihren Liedern auch manche frohen Klänge. Das neue Herzensbündniß hatte einen schlimmen Ausgang. Eine Untreue des geliebten Mannes bewog sie, in's Kloster zu gehen. Elias von Barjol, verzweifelt über die strenge Strafe, die ihm zu Theil wurde, entsagte der Welt, wie Garfunde, und trat, von tiefer Reue ergriffen, in den Benedictiner-Orden ein. Auch die Dichterin Clara von Anduse hatte wenig Glück in der Liebe. Dem Manne ihrer Wahl, Uc von Saint-Ur, warf man vor, er könne keine guten Canzonen machen, weil er die Damen, die er darin besänge, nicht wirklich liebe, — und die Canzonen bestätigen leider diese Ansicht. Da war die Dame Hsabe von Gauteillac wohl beneidenswerth; der Troubadour Elias Cairel, der sie liebte, richtete das folgende anmuthige Triolet an sie:

„Den ersten Tag im Monat Mai
Renn' ich den schönsten meines Lebens.
Ich sah und liebte Hsabe
Den ersten Tag im Monat Mai.
War meine Liebe nicht vergebens,
So bleibt es Jahr für Jahr dabei:
Den ersten Tag im Monat Mai
Renn' ich den schönsten meines Lebens.“

Unter den Dichtungen Hsabe's giebt es übrigens auch einen Wettgesang mit Cairel, worin sie ihm vorwirft, er sänge nicht mehr so schön wie sonst, als er sie geliebt habe, und ihn fragt, wen er nun liebe. Auch dieses zärtliche Herzensbündniß scheint daher ein frühes Ende gefunden zu haben. Eine frohe Dichterin, eine schöne, glückliche Dame war Azalais von Porcaiguages. In einem ihrer Gedichte sagt sie ihrem Geliebten, dem Troubadour Gui Gueireiat, sie sende ihm Canzonen wie heiße Küsse; wolle er aber auch die letzteren haben, so müsse er sie sich selber holen. Zu den provenzalischen Dichterinnen soll auch die berühmte Laura de Sade gehört haben, die Petrarca besang. Einer ihrer Nachkommen, der Abbé de Sade, behauptete zwar in seinen Memoiren, er könne aus den Werken Petrarca's beweisen, daß Laura weber habe schreiben noch lesen können; doch hat Solches noch Niemand in den schönen Strophen des berühmten Dichters zu entdecken vermocht. Der Behauptung des Abbé widerspricht der Umstand, daß der Vater Laura's, Audibert von Hoves, Syndicus von Avignon war; bei den allgemeinen Bildungsverhältnissen der Provence im vierzehnten Jahrhundert ist es undenkbar, daß er seiner Tochter keine sorgfältige Erziehung hätte zu Theil werden lassen. Berühmt wurde Laura de Sade übrigens weber durch die Wissenschaft des Lesens und Schreibens, noch durch ihre Dichtkunst, sondern durch ihre Schönheit, durch die zierliche weiße Hand, — „O bella man eho mi distingui l' coro“, — und durch die Rosen auf ihren Wangen, „due rose fresche o colto in paradiso“, wie Petrarca sang.

Mit den vielen Namen edler Damen, die wir bereits niedergeschrieben haben, ist die Reihe der vielbesungenen Schönen der Provence noch lange nicht erschöpft. Es würde zu weit führen wollten wir den Schicksalen Aller nachgehen; wir wer-

den ihrer hier nur gedenken, indem wir ihre Namen aufzeichnen. Es sind dies die Folgenden: Azalais von Burlaz, die Arnaut von Mareuil unter dem Namen „Gent-conquis“ (Gold errungen) besang, Azalais von Toulouse, Beltrane de Signe, welche als Präsidentin des Liebeshofes in Signe an der Abfassung des erwähnten Liebes-Codex bedeutenden Antheil gehabt haben soll, Marquorite de Provence, die kühne Gemahlin Ludwigs des Heiligen, Phanote von Gauleime, Adalasia von Mercœur, Elise von Turonne, Estefauette von Romanin, Sermonda von Tierci, deren Andenken in vielen heißen Liedern fortlebt. Sermonda war die Frau des Bernat von Tierci und wurde von dem Troubadour Peire von Maensac entführt, der sie auf das Schloß des Dauphins von Auvergne brachte und dort gegen die Rache des Gatten verteidigte, welcher vergebens die Burg mit seinen Mannen belagerte. Das ist der wahre Roman Peire von Maensac's, nicht jener mit der kleinen Phantastie-Schäferin Bierneta, von welcher Paul Heyse erzählt. Doch ist die Anekdote, welche seiner Novelle den Titel gab: „Der verkaufte Gefang“, richtig. Peire und Auktor von Maensac waren Brüder und Beide Troubadours. Nach dem Tode des Vaters kamen sie überein, daß der eine das Schloß, der andere das Dichten haben solle. Sie loften um die Erbschaft, Auktor bekam das Schloß und Peire das Dichten.

Die Liebeshöfe, die Jagd, weite Cavalcaden, Dichtung und Gesang, — diese füllten das Leben der schönen Burgfrauen der Provence aus. Man sieht manchmal ihr Bildniß auf alten Kunstblättern, wie sie anmuthig zu Pferde sitzen, die Zügel mit der kleinen, behandschuheten Rechten sicher und gewandt führend, den Falken auf der Linken, den Windhund an der Seite. Ihre Namen klingen bereits wie Musik, und wohl begreiflich erscheint es, wenn man Verse und Melodien ihnen zu Ehren erfand.

Rachdruck verboten.

Zur Fremdwörter-Noth.

Von D. Saul.

Seitdem das deutsche Volk zum Bewußtsein seiner Einheitlichkeit gelangt war, und noch mehr seit der Zeit, da die nationale Einigung erzielt worden, hat es nicht an Bestrebungen gefehlt, darauf gerichtet, wie in der Politik, so in Religion, Kunst, Sitte, Tracht urdeutsches Wesen zur Geltung zu bringen. Auch für die Reinheit und Deutlichkeit unserer Muttersprache sind uns zahlreiche berufene und unberufene, gelehrte und ungelehrte Helfer erstanden, ohne daß freilich der Erfolg ihres Wirkens von mehr, als dem Vorhandensein guten Willens uns zu überzeugen vermochte. Und doch wäre ein solcher Erfolg höchst wünschenswerth.

Wenn wir es recht bedenken: dem Deutschen ist es heute gar nicht leicht gemacht, deutsch zu lesen, zu schreiben, zu sprechen. Ueberall, sei es auf dem Gebiete des wissenschaftlichen, des politischen oder des gesellschaftlichen Lebens, gewinnt, Dank seinem weltbürgerlichen Sinne, fremde Ausdrucksweise Geltung. Nehmen wir beispielsweise ein philosophisches Werk zur Hand: „Ercheinung ist nichts an sich selbst Existirendes, und die Theile sind allererst durch den Regressus der decomponirenden Synthesis und in demselben gegeben.“ Wir legen das Buch bei Seite, greifen zur Zeitung und lesen: „Benn-gleich diese Conjectur auf dubiosen Prämissen beruht, wird man sie doch angesichts der Situation als quasi motivirt acceptiren müssen.“ Und vielleicht werden wir dann noch beim Zeitunglesen gestört durch ein Briefchen der gnädigen Frau, die uns zu einem „frugalen Souper“ einladet und es „abominable“ finden würde, wollten wir dasselbe nicht „frequentiren“. Von besonderem Glücke können wir dann sagen, wenn uns schließlich nicht ein Schreiben unseres Bankiers gebracht wird, der uns in Folge der „Influenz“ der „enormen Baisse-Speculationen“ einen „rapiden“ Cours-Rückgang unserer „Effecten“ anzeigt.

Es ist wahr, was die landläufige Meinung sagt: eine Hauptursache des Fremdwörter-Uebels liegt in der Neigung des Deutschen, alles von außen kommende sich anzueignen. Ueber diesen wunden Punkt ist so viel geschrieben worden, daß ich mir jede weilsäufige Erörterung sparen kann. Nur an einer Seite will ich anknüpfen. Es giebt Leute, welche auch den übermäßigen Gebrauch der Fremdwörter mit der Behauptung zu decken suchen, durch ihre Anwendung werde unsere Sprache bereichert. Nun will ich ihnen insofern Recht geben, als wir für die Sprache der Fachwissenschaft, der Künste, des Handels und Verkehrs, in deren Gebiet unter unseren Augen sich fortwährend neue Beziehungen bilden, in der That einer solchen Aushilfe nicht entbehren können. Wohl aber können wir dies und sollen es hinsichtlich der Sprache der Gebildeten wie des Volkes, der Sprache, die ein Luther, Lessing und Goethe uns geschaffen haben. Wir lachen über unsere Altvordern, welche eine Rococo-Decoration auf einen gothischen Bau klebten, indem wir richtig urtheilen, daß das Schöne nur schön ist, wenn es harmonisch gegliedert ist. Trotzdem aber machen wir für den Fremdwörter-Anflug den unhaltbaren Einwand geltend, daß unsere Sprache so wenig Wohlklang habe und daher durch die volltönenden fremden Laute gehoben werde, oder gar, daß sie arm sei und des Borgens bedürfe. Ja, noch mehr: wir sind, — in der Theorie natürlich, — durchaus für die Sprachreinigung und belustigen uns über manche fremdländischen Wort-Ungeheuer, deren sich unsere Vorfahren bedienten.

Dieser Hochmuth ist sehr unberechtigt. Wir haben manches unsinnige und unnöthige Fremdwort ausgestoßen, dafür aber andere angenommen. Was hilft es indeß, wenn der Sprachorganismus heute ein krankhaftes Glied, eine „schädliche Neubildung“, um mit dem Arzte zu reden, abstößt, wenn er morgen wieder ein gleichwertiges neues sich anzueignen gezwungen ist! Dazu kommt, daß jede Neubildung Wurzel schlägt, Beziehungen schafft, die ihre Entfernung erschwert, wo nicht unmöglich macht. Und noch Eines: Eine wirkliche Bereicherung findet nur statt, wenn die fremden Ausdrücke in Fleisch und Blut unserer Sprache übergehen. Es gab eine Zeit, wo das möglich war, wo die deutsche Sprache sich wirklich bereicherte, indem sie fremde Bestandtheile in sich aufnahm und verarbeitete. Aber es folgte eine Periode der slavischen Nachahmung, wo der Deutsche nicht nur gehorjam der ausländischen Aussprache sich anzubehageln begann, sondern auch der lateinischen Lettern sich nicht schämte und lustig antiquirte, Haupt-Consequenz u. s. w. schrieb. Diese Zeit ist glücklicherweise vorüber, aber von jenem sprachlichen Selbstbewußtsein, das andere Völker auszeichnet, sind wir doch noch weit entfernt.

Soviel indeß auch über Ursache und Wesen der Fremdwörter-Suche gesagt worden ist, so ist doch noch nicht das Hauptgewicht auf einen Umstand gelegt worden, der die ernsteste Beachtung verdient. Die Bequemlichkeit, die Faulheit ist die erste Ursache des Fremdwörter-Uebels. Es kommt ja allerdings auch heute noch vor, daß Fremdwörter aus reinem Muthwillen oder Unverstand gebildet und in die Welt gesetzt werden, allein gewöhnlich liegt doch in gewissem Sinne ein Bedürfnis vor. Zumeist wollen wir einen neuen Begriff, eine neue Beziehung bezeichnen. Es läßt sich annähernd ermessen, zu welchen Mitteln man da greift in einer Zeit des regen geistigen Aufschwungs, des Fortschrittes auf allen Gebieten. Die Entwicklung der Wissenschaften und Künste, die Ausübung der Technik, die Fortschritte im politischen Leben, sie fördern tagtäglich neue Erscheinungen, neue Verbindungen an's Licht. Wir meinen, das Neue müsse mit einem neuen, unerhörten und darum treffenden Ausdrücke bezeichnet werden, und greifen deshalb zum Fremdwort. Ich wiederhole es: aus Bequemlichkeit. Denn jeglicher neue Begriff stellt sich uns als ein Fremdes dar. Wollen wir eine deutsche Bezeichnung für ihn in Anwendung bringen, so können wir uns entweder eines schon gebrauchten Ausdrucks bedienen, oder wir müssen einen neuen, zumeist durch Zusammenfügung, erfinden. Gegen jede solche Erfindung sträubt sich aber unser Sprachgefühl. So haben wir also die geradezu lächerliche Erscheinung, daß der Deutsche aus reiner Sprachempfindlichkeit sich dem Fremdwörter-Anfug erzieht. Leide ich nämlich einfach einem schon angewandten Worte einen neuen Begriff, so gerathe ich in Widerspruch mit dem Gefühl für Sprachdeutlichkeit. Wende ich hingegen ein neues, zusammengefügtes Wort an, so entstehen Schwierigkeiten anderer Art. Entweder die Zusammenfügung als solche widerstrebt dem Sprachsinne, oder an die einzelnen Elemente knüpfen sich Vorstellungen, von welchen ich nicht loslösen kann. So redet mir z. B. bei der Verdeutschung Fernsprecher anstatt Telephon ein unzeitiger Sprachsin ein: Fernsprecher könne ja auch eine Person bedeuten, die aus der Ferne oder in die Ferne spricht. Ich sage in Folge dessen lieber „Telephon“; selbst wenn dieses Wort unrichtig gebildet wäre, würde ich keinerlei sprachliche Gewissensbisse empfinden.

Jeder in unserer eigenen Sprache wurzelnden Neubildung stellt sich also die Schwierigkeit gegenüber, daß wir unserem Sprachbewußtsein einen gewissen Zwang anthon müssen. Hingegen ist ein fremdes Wort für uns ein todttes Wort. Ich kann ihm jeden beliebigen Begriff unterlegen und brauche mir darüber kein Kopfschmerzen zu machen, ob die Neubildung passend, ob sie nicht vieldeutig, ob sie nicht gar unrichtig sei. Habe ich da nicht ein Recht, von Bequemlichkeit, von Faulheit zu reden? So fremdwörtern wir lustig darauf los und begehnen uns überverstandenen und übertriebenen Sprachgefühl geradezu einen Rord an unserer Muttersprache, indem wir urtheilslos den fragwürdigsten Ausdrücken, die unserem nationalen Sprachleben immer fremd bleiben müssen, Heimstätte gewähren, indem wir Elemente aufnehmen, die nun und nimmer mit unserer Sprache verwachsen können. Und diese Bequemlichkeit einerseits, dieser Sprach-Fortsinn andererseits sind die Ursache, daß uns wahres Sprachgefühl verloren geht. Beispiele mögen diese Behauptung erläutern und beweisen. Betrachten wir z. B. die Ableitungen, die wir von dem lateinischen *notus* (bekannt) uns angeeignet haben: *Notiz*, *Notie* (diplomatische, mustfällige, kaufmännische), *Notar*, *notorisch*. Oder nehmen wir die aus *dios* (Tag) und *diurnus* (täglich) gewonnenen Neubildungen in Augenheilkunde: *Diarium*, *Diät*, *Diätar*, *Journalistik*, *Jour*. Oder diejenigen aus *ponere* (setzen): *Position*, *positiv*, *poniren*, *Postur*; oder aus *officium* (Pflicht): *Offizial*, *Offiziant*, *Offizier*, *offiziös*, *offiziell*, *Offizijn*. Gewiß, wir finden jedesmal eine gemeinsame begriffliche Wurzel für diese Ausdrücke, aber nur nach mühsamem Suchen, und wenn wir fremdsprachlich gebildet sind. Anders mit den Ableitungen aus deutscher Wurzel, z. B. aus „Bild“: *bildsam*, *bilden*, *gebildet*, *bildnerisch*, *einbilden*. Hier ist uns der Grundbegriff bekannt, und wir verknüpfen ihn mit jeder Ableitung; wir brauchen uns nicht mühsam von Blatt zu Zweig, von Zweig zu Ast, von Ast zu Stamm zu leiten, um die Wurzel zu finden.

Und nun zur Frage der Besserung. Bestrebungen, welche auf sie hinielen, müssen von festen Grundrissen ausgehen. Zunächst muß schrittweise und mit großer Mäßigung vorgegangen werden. Was einmal in unserer Sprache sich vollgültiges Bürgerrecht erworben, was sie wirklich bereichert hat, darf und kann nicht beliebig ausgestoßen werden. Mißgriffe in dieser Beziehung würden sich schwer rächen und die ganze Bewegung in Mißachtung bringen. Die Deutschthümlichkeit in der Sprache, die z. B. in Jahn's Schriften die schrecklichsten Blüthen treibt, ist ebenso widerlich, wie die Fremdwörter-Pest. Der Einzelne aber, der heute sich vermessen wollte, die Sprachreinigung im Leben auf die Spitze zu treiben, würde sich gerade so lächerlich machen, wie derjenige, der etwa in mittelalterlicher Tracht am hellen Tage einen Gang durch die Stadtwagen würde. Darum ist gemeinsame, planmäßige Arbeit nothwendig. Alle die Mächte, deren Zusammenwirken allein einen Erfolg bedingen kann, Wissenschaft, Schule, Gesetzgebung, Presse, müssen thätig sein. Denn die Arbeit des Einzelnen kann wohl anregend, auch bahnbrechend wirken, der Erfolg aber wird nur durch eine großartige Zusammen-Arbeit möglich sein. Der Einzelne ist machtlos gegen die Fluth, die über das Land hereinbricht; nur gemeinsames Schaffen kann den Damm aufrichten, der sie zur Stauung bringt. Und daraus folgt ein Anderes: Unsere vorläufige Aufgabe bleibt, im Allgemeinen den Sinn für Sprachgefühl, Sprachreinheit und Sprachschönheit zu wecken, damit die geeigneten Kräfte für Ausführung des Werkes zu gewinnen und dessen Vollendung somit anzubahnen. Alle auf eigene Faust unternommenen practischen Sonderversuche haben keine Aussicht auf Erfolg; ehe nicht in die breiten Schichten der gebildeten Gesellschaft das Verhältniß für die Sache eingedrungen ist, ehe sie nicht wissen, daß wir es in der That mit einem nationalen Sprach-Nothstande zu thun haben, wird eine Besserung nicht zu erzielen sein.

Noch sei mir gestattet, zur Verhütung Derjenigen, welche fürchten, eine gewisse Zurückhaltung gegenüber dem Fremdwortgebrauch werde unserer Sprache manche werthvolle Anregung entgehen lassen, hervorzuheben, daß wir Mittel genug besitzen, um alle derartigen Bedürfnisse zu befriedigen. Keine Sprache erfreut sich einer solchen Biegsamkeit und Bildungsfähigkeit, wie die unserige. Wir können, — und es ist ja auch mit Glück erprobt worden, — ohne großen Zwang neue Ausdrücke erfinden, wobei freilich große Mäßigung und Vorsicht anzuwenden ist, denn ein bedenkliches deutsches Neuwort wird uns zehnmal schwerer angedenkt, als zehn falsche Fremdwörter-Bildungen. Außerdem schimmern in unseren Mundarten ungeahnte Schätze, die nur der Hebung und Prägung bedürfen.

Dieser Reichtum, den wir ererbt von unsern Vätern haben, erwerben wir ihn, um ihn zu besitzen, und wir brauchen nicht mehr bei fremden Völkern zu borgen.

Heute mag noch Mancher gedankenlos über den Fremdwörter-Anfug hinweggehen; indeß, wie schon vielfach das Bewußtsein dieses Uebels lebendig geworden ist, wird und muß die Zukunft dies Bewußtsein in immer weitere Kreise tragen. Ohne lächerliche, überstürzende Versuche, ohne Verfallen in eine verschollene Redeweise können wir uns des fremdsprachlichen Beiverles entledigen und dahin gelangen, daß das mächtigste Volk der Erde, als welches wir uns in politischer Hinsicht betrachten, auch in sprachlicher Beziehung sich unabhängig macht.

Nachdruck verboten.

Die Madonna al gozzo.

Von Robert Fald.

Ganderfeldten ist eines der fünf sauberen Dörfer des sogenannten Kropfthales in Ober-Steiermark, dessen südlichen Eingänge die mit ewigem Schnee bedeckten Hochberge der Wildalpen in duftiger Schattenbläue als Hüter bestellt sind. Der aus dem Tannengrün bei Fadel niedersteigt dort hinunter, der tritt in ein weltvergeßenes Gelände, schöner und lieblicher, als der Wanderer im Salzachthale nur eines zu erschauen vermag. Wie schmeichelnde Kinder liegen die Dörfchen da, als sollte der Wald seine Arme über sie breiten zum Schutze gegen die Schnee- und Bergstürze des nahen Gebirges. Prachtige Bäume scharen sich um die thaufrischen, smaragdnen Wiesen und Feldberge und säumen die Thaleinschnitte, die sich durch die Lichungen des Waldes winden, durchhärtet von unzähligen kristallhellen Bächen. Es ist ein gar löstliches Thal, dieses frische Gebirgsthal, so recht ein Schmachts-, Traun- und Schmolzwinkelchen für poetische und verständnißsinnige Naturfreunde, deren ganzes Herz das wunderliche Vergnügen mit seinem unwiderstehlichen Zauber gewinnen muß. Die Bewohner dieser friedlichen Stille sind ein schöner, kräftiger Menschenschlag, voller Lebensfrische und jugendlicher Lebenslust; aber Alle, Männer und Weiber, Greise und Kinder, sind am vorderen Theile des Halses, in der Gegend der Schilddrüse, durch jene Geißwulst entsetzt, welche man Kropf nennt. Aber trotz dieser Unzier legt der Gaissbub den grünen, mit Alpenblumen geschmückten Spighut nicht minder trotzig auf das Ohr, singt die linke Dirne nicht minder lustig ihr munteres „Ghangl“. Einen eigenthümlichen Ausdruck giebt dieser Kropf den verschiedenen Gesichtern dieser Dorfbesohner. Dem einen verleiht er den Charakter der Ehrbarkeit und Würde, einen anderen hingegen läßt er sanft, schelmisch und schalkhaft erscheinen. Das Gebirgsvölkchen hat sehr geringen Verkehr mit der übrigen Welt und denkt nicht daran und glaubt kaum, daß es Menschenkinder giebt, denen die Natur die zweifelhafte Fierde versagt hat.

In dieses stille Thälchen kamen, es mögen wohl schon mehr als fünfzig Jahre her sein, zwei Fremde aus Wien auf einem Sommerausfluge in die steirischen Berge. Der Eine derselben war der nachmals als einer der größten deutschen Historienmaler so berühmt gewordene Karl Rahl, damals ein zwanzigjähriger voller lebensfreudiger Uebermuthes, sein Begleiter ein junger Jüngling der Wiener medizinischen Josephs-Academie. Rahl suchte Studien für sein Skizzenbuch, sein Freund Alpenpflanzen für sein Herbarium. Nicht wenig Aufsehen erregte die Erscheinung der beiden Kropflosen in dem stillen Ganderfeldten, in dessen freundlichem Wirthshause sie gastliche Unterkunft fanden. Die Kinder liefen auf der Dorfstraße zusammen und starrten mit großen Augen die Beiden an, wenn sie auf ihre Excurtionen in die Umgegend auszogen. Rahl, „ein feuriges, verliesenes Blut“, war von der lieblichen und anmuthvollen Wirthstochter so bezaubert, daß er seinem Freunde sofort erklärte, sie müßten hier nothwendigerweise längere Zeit machen; er habe schon in Wien gehört, daß „das Kropfthal“ dem Botaniker eine reichere Ausbeute seltener Pflanzen biete, als irgend ein anderes im Gebirge, und daß es im Interesse seines Genossen läge, hier ein längeres Standquartier zu nehmen; er selbst wolle sich darauf beschränken, „Kropfstudien“ zu machen.

Josephine, des Wirthes Tochterlein, war in der That ein schmudses Dirnlein: zart, wie ein wächernes Jesuskind, weiß und roth, wie Apfelblüthe. Ueberdem lachte eine innige Lust und ein gut Theil Schalkhaftigkeit aus ihren freundlichen braunen Augen. Daß auch sie ein Kropflein unter dem lieblich gerundeten Kinn trug, kümmerte sie in keiner Weise, aber auch die Burchen des Dorfes nicht, die ihr als dem saubersten Dirndl im ganzen Thal ihre feurigen Huldigungen darbrachten. Aber nur Einer hatte sich ihrer Gunst zu erfreuen, der Schwelger-Franz, der so schön auf der Querflöte blasen konnte, des reichen Lutenhöfners einziger Sohn. Die Eltern Josephines hatten den schlanken, lustigen Burchen mit krausem Haar und zierlichem Knebelbart als ehrenreichen Eidam gern begrüßt, und Seppi selbst lachte freudig stolz, wenn sie sich den sein tugendnen Rod und das seidene, rosenfarbige Goller anzog, um mit ihrem „lieben Rarren“ zum Ehrensprung zu gehen.

Die Dorfbevölkerung hatte sich bald an den Anblick der beiden, anfänglich so angestaunten Fremden gewöhnt, und die Unterhaltung in der Schenke über dieselben hatte einen menschenfreundlichen Charakter angenommen. Der Müller und der Förster waren dahin übereingekommen, daß ein Kropfloser doch auch am Ende ein ganz braver Christenmensch sein könne, dem Sanct Petrus dereinst nicht die Thür vor der Nase zuwerfen werde. Auch der Schulmeister hatte der ihm anvertrauten Jugend auf's Strengste verboten, den Fremden mit Frechheit und Gelächter nachzulaufen. Der Maler und sein Freund wurden schon nach wenigen Tagen mit allseitiger stiller Theilnahme behandelt. Letzterer aber vergalt diese Freundlichkeit schlecht. Er nahm an der schönen Wirthstochter ein zweifaches Interesse und gewann bald ihr und ihrer Mutter Vertrauen, indem er bewies, Josephine sei nur deshalb so schön, weil sie den kleinsten Kropf im Dorfe habe. Dieser Grund befriedigte die Furcht der Alten, und sie willigte nach langem Sträuben darein, die Tochter von dem jungen Heilkünstler an dem Kropfe behandeln zu lassen, natürlich in tiefster Heimlichkeit. Trotz der Warnung des Malers ging er mit freudiger Geschäftigkeit an die Kur und braute ein Elixir, dessen Gebrauch er der Dorfschönen verordnete.

Nach einigen Tagen aber schon bemerkte Franz und einer seiner Freunde beim Heumachen, daß Seppi, wenn sie sich unbeachtet glaubte, ganz verholten aus ihrem Bufen ein Fläschchen hervorzog, sich daraus eine Flüssigkeit in die Hand goß

und damit nach vorheriger Bekrenzung den Hals eintrieb. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Nachricht durch das Dorf, und am Abend sahen die Honoratioren bis spät in die Nacht in der Stube des Pfarrers, um wegen des Unerhörten Rathes zu pfelegen. Am folgenden Sonntage predigte der hochwürdige Herr über Vers 11, Kapitel 46 des Propheten Jeremias: „Gehe hinauf gen Gilead und hole Salbe, Jungfrau; aber es ist umsonst, daß du viel arzneiest, du wirst doch nicht heil.“ Er ließ es in seinem eifernden Sermon nicht bloß bei Andeutungen bewenden, sondern wies mit dem Finger auf das räudige Schaf, welches, von Hochmuth verblendet, sich seiner Eltern, Geschwister, Voreltern, ja der ganzen Herde schäme, in der es aufgewachsen sei. Die arme Josephine wurde ohnmächtig aus der Kirche getragen. Ihr wüthender Vater rannte nach Hause, in das Zimmer des Arztes hinauf und warf dessen gesammten heilkünstlerischen Apparat zum Fenster hinaus. Die Beschwichtigungs-Versuche seiner Ehehälfte, welche andeutete, daß der Herr Doctor bis über die Ohren in ihre Tochter verliebt sei und sie gewiß heirathen werde, brachten den braven Wirth noch mehr in Harnisch. Er beschwor sich hoch und theuer, seine Tochter solle den Kropf behalten und auch nur einen Mann heirathen, der ebenfalls einen rechtschaffenen Kropf habe.

Als der Arzt, nichts ahnend, von seinem Spaziergange heimkehrte, wurde er von den Burchen des Dorfes, an deren Spitze Franz stand, überfallen und so elend zusammengedrückt, daß er eine Woche lang das Bett nicht verlassen konnte. Glücklichlicherweise hatte seine Kur an dem Kropfe Seppi's nicht versagen. Der Hals seiner Patientin hatte sich gar nicht geändert, war nach des Malers malitöser Versicherung sogar etwas dicker geworden. Der Bibeltext des Pfarrers schien dem Uebel gegenüber Recht zu behalten. Auch Franz nahm mit Befriedigung wahr, daß sein Dirndl, wie zuvor, ihr Kröpfchen so zierlich trug, wie eine Taube, wenn sie den Kopf zu ihrem Zauber emporhebt und den weishildwellenden Hals vorbeugt. Um das arme Ding wegen der ausgestandenen Noth zu entschädigen, drang er darauf, daß der Hochzeitstag beschleunigt würde.

So war denn nach der Wiederherstellung des unglücklichen Heilkünstlers das Begebniß, welches das stille Thälchen in so große Aufregung versetzt hatte, erledigt; aber des Malers gutmüthiger Humor dachte noch daran, den guten Leuten, wie zur Versöhnung, ein bleibendes Denkmal seiner Kunst zu hinterlassen. Schon am Krankenbette des arg gemüthig gehaltenen Opfers seiner Wissenschaft hatte er begonnen, ein Muttergottesbild zu malen, welches genau die schönen Züge Josephines, aber auch deren Kropf trug und als Fierde der Pfarrkirche gestiftet werden sollte. Bei Josephines Hochzeit prangte es zum ersten Male über dem Altar, vor welchem ihr Eheband von dem Priester eingeseget wurde. Mit Thränen frommer Rührung betrachtete die liebliche Braut ihr Ebenbild in den Zügen der Gebenedeiten.

Es ist dieses wohl das einzige Madonnenbild, welches Karl Rahl gemalt hat, aber der nachmals so berühmte Meister brauchte sich desselben nicht zu schämen. Die Madonna al gozzo (mit dem Kropfe) nannten seine Freunde in übermüthigem Humor das Bild der Gottesmutter in Ganderfeldten, vor welchem noch heute die frommen Gläubigen mit besonders inniger Andacht knien.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Hammerhämde im Schwarzwald. Von Fritz Kallmorgen. Siehe das Bild, Seite 21. — Wenn man hundert Menschen aus verschiedenen Gesellschafts- und Altersklassen fragen würde, was jedem Einzelnen als höchstes Gut begehrenswürth erscheint, so darf man beinahe versichert sein, hundert ganz verschiedene Wünsche zu vernehmen. Der Eine strebt nach Geld in Hülle und Fülle, dem Andern verurursachen gerade seine Schätze Kopfschmerzen und schlaflose Nächte; Dieser möchte gern die weite, weite Welt in Siebenmeilenstiefeln durchhellen, während Jener sich einen warmen Ofen und ein stilles Heim als höchste Glückseligkeit ausmalt. In unserem Zeitalter des Dampfes und der Electricität lebt man schneller, arbeitet rastloser und genießt hastiger, als in der vielgerühmten guten alten Zeit, „als der Großvater die Großmutter nahm“. Dazumal waren Hochzeitsreisen und Babeluren noch etwas Außergewöhnliches; aber wer heute nicht wenigstens einige der europäischen Großstädte besucht und die ausgetretenen Touristenstraßen zwischen dem Nordkap und der ewigen Roma aus eigener Anschauung kennt, der wird bald nicht mehr für voll angesehen. Wo einst meilenweite Wälder in schweigender Welt-Abgeschiedenheit lagen, da wimmelt es heute von Luxurorten, da knallt die Faustmannspießsche, da wirbelt der Staub der Landstraßen oder der Rauch von Fabriken auf, da nimmt der Pfiff der Locomotive den letzten Rest von Waldesfrieden hinweg.

Aber die Welt ist groß; noch sind die Stätten nicht verschwunden, an denen der nervenberreichte Mensch unseres Jahrhunderts andrücken kann vom Werttagstreiben, um in sonniger Bergesluft, unter grünen Buchenhallen Leib und Seele gesund zu baden. Gerade unser deutsches Vaterland birgt noch manche Perle von idyllischem Waldgebirge. Zu den beliebtesten „Sommerfrischen“ gehört ohne Frage der Schwarzwald. Freilich darf man nicht an das Landschafts-Paradies von Baden-Baden denken, über dessen Thälgründen eine ununterbrochene Fest-Atmosphäre schwebt, auch nicht einmal an das einfachere Badenweiler, das hochgelegene Triberg oder das aufblühende Freiburg mit seinem rothen Münster. Man muß die lauschigen Seitenthäler aufsuchen, wo, fernab von der Heerstraße, muntere Quellen und forellenreiche Bäche herabrieseln, wo die Luft mit Nieselnadeln erfüllt ist und die lergengerade, tiefdunkle Schwarzwald-Tanne ihren Wipfel leise in sonnigem Himmelsblau wiegt.

In solch einem entlegenen Erdwinkel verhegt uns Fritz Kallmorgen's neuestes Bild. Die Schmiede am Bach mit ihrem großen, grobgezimmerten Kabe und dem hoch aufragenden Schornstein wendet uns wohl ihre weniger freundliche Rückseite zu; vorn, an der Landstraße, findet sich gewiß ein Stüchden Blumengarten, eine alte Linde oder wenigstens eine Ruhebank, wo der Meister mit den Seinen nach des Tages Last und Arbeit trauliche Zwiesprache hält oder mit den fremden Fußruten über dies und jenes plaudert, was sich in der fernen Welt ereignet hat. Das kleine, stämmige Bürschlein im Vordergrund unseres Bildes weis noch nichts von solchen Dingen außerhalb seines Heimathales. Durch das Gras und die Blumen ist es mit seinem Wägelchen herbeigekommen, das raufschende Wasser hemmt

einem Tagesbefehl ihren Getreuen anzeigte, verheirathet. Mit der Mittheilung dieser Thatsache verknüpfte sie die Versicherung, daß alle Hochzeitsangebinde, die ihr und ihrem Ertorenen, einem „Kapitän“ Gibborn, zugehen würden, zum Kampfe für die gute Sache verwendet werden sollen.

London. — Das bevorstehende Regierungs-Jubiläum der Königin Victoria bereitet den Engländern mehr Schwierigkeiten, als sie erwartet hatten. Die Idee, ein „Kirchenhaus“ zu erbauen, worüber wir früher berichteten, hat nicht den Beifall des Volkes gefunden, das sich auch für eine in Permanenz erklärte Kolonial-Ausstellung nicht begeistern will. Allgemeine Frenkenfeste werden ja natürlich im ganzen Lande stattfinden; einzelne Städte wollen der Königin Statuen, andere Hospitäler errichten, die ihren Namen tragen sollen; London jedoch meint, daß die Hauptstadt das Jubiläum durch etwas ganz Außergewöhnliches feiern müsse, nur das „Wie“ verursacht viel Kopfzerbrechen. Neuerdings ist der Plan aufgetaucht, nach dem Muster des Pariser Eiffelturmes für die nächste Welt-Ausstellung einen „Victoria-Jubiläumsturm“ in der Nähe der National-Gallerie zu errichten, doch auch dieses Project stößt auf vielen Widerspruch. Der Büchermarkt wird das Jubiläum verherrlichen durch ein gewaltiges Sammelwerk, unter dem Titel: „Die Regierung der Königin Victoria, ein Ueberblick über fünfzig Jahre Fortschritt.“ Der Herausgeber, S. Ward, hat die verschiedenen Theile des Werkes den ersten Autoritäten zur Bearbeitung überwiesen.

— In einer englischen Zeitschrift erschien vor Kurzem ein Aufsatz des Marquis of Lorne über den Lachsfang in Kanada. Die Gemahlin des Autors, Prinzessin Louise von Großbritannien, begleitete den Artikel mit einer Anzahl Illustrationen und überwies das hierfür erhaltene Honorar der Gesellschaft zur Förderung der Auswanderung nach Kanada.

— In den eifrigsten Vorkämpferinnen der Primrose-Liga, des bekannten, hauptsächlich von Frauen geleiteten konservativen Bundes, gehört die Marquise von Salisbury. Bei einer großen Versammlung der Liga, die zu Darwen in der Grafschaft Lancaster stattfand, wurde ihr feierlich ein kostbarer goldener Ring überreicht, der das Bundeszeichen, die Primel, in Diamanten aufweist.

— Im Alter von neununddreißig Jahren verstarb jüngst Misses Emma Paterson, geborene Smith, eine der ersten und erfolgreichsten Vorkämpferinnen für die Rechte der Arbeiterinnen. Seit ihrem zwanzigsten Lebensjahre war sie mit fast allen Bewegungen für die Besserung der politischen und hauptsächlich der materiellen Lage der Frauen identifizirt. Durch ihre Verheirathung mit dem Tischler Thomas Paterson, einem ernst und practischen Forscher aller socialen und industriellen Fragen, vermehrte sie ihre Kenntniss in diesem Fache in hohem Grade. Im Jahre 1874 gründete sie die Womens Protective and Provident League für die Bildung von Gewerkschaften und Krankenkassen unter Arbeiterinnen und redigirte deren monatlich erscheinendes Journal „The Womens Union Journal.“ Der Verband der Londoner Buchbinderinnen war der erste Frauen-Gewerksverein, der seine Gründung ihren Bemühungen verdankte; die Verbände der Webstuhlweberinnen, der Heidenmachersinnen und Schneiderinnen folgten rasch.

— Die irischen Frauen der Stadt Auckland auf Neuseeland gedenken Gladstone wegen seiner Verdienste um die Sache Irlands ein Geschenk zu machen. Dasselbe besteht aus einer Sammlung von hundertfünfundfünfzig Arten getrockneter Farnekräuter und fünfzig Arten einer anderen Pflanze, welche alle auf der Insel vorkommen. Zu der reichen Mosaik-Arbeit des Kastens, in welchem sich die Collection befindet, sind mehr als fünfzehnhundert Stüchchen der verschiedensten Holzarten Neuseelands verwendet worden. Den Deckel zieren in Silber getriebene Sterne und die irische Harfe.

— Daß in England die Frauen auch zu den Erfindern ein zahlreiches Contingent stellen, ist schon früher erwähnt worden. Auf wie verschiedene Gegenstände sich dieser Erfindungsgeist erstreckt, möge folgender Auszug aus der jüngst von Londoner Blättern veröffentlichten Liste der Patent-Ertheilungen lehren. Rebecca Law erhielt ein Patent auf eine neue Art der Bereitung von Viehfutter aus Cerealien, Fizzie Borthwick auf eine Plättmaschine, Alberta Thatcher für einen Kotten- und Buchwender und ein neues musikalisches Instrument, der Beschreibung nach zu urtheilen, eine Art Flöte, Mary Towler für eine „antimonalische“ Kopfbedeckung, Martha Campbell für einen künstlichen Köder zum Lachs- und Forellenfisch, Caroline Hughes für eine neue Art Koch- und Nührkessel, Julie Steinhagen ließ sich einen Apparat zum Aufhängen von Gardinen und Vorhängen patentiren, Annie Mac Claverty einen Kleiderländer, der zerlegbar und in einem kleinen Koffer leicht zu transportiren ist, — eine für reisende Damen gewiß nicht zu verachtende Erfindung. Hoffentlich erweist sich dieselbe, gleich den übrigen, als practisch, sobald dem „grübelnden Geiste“ der Frauen auch der Lohn der Mitwelt nicht vorenthalten bleibt.

Rom. — Die Kaiserin Eugenie sucht in dem milden Klima Neapel's Heilung von einer hartnäckigen Bronchitis, an der sie schon seit mehreren Monaten leidet. Die hohe Frau bewohnt die schöne, am Fuße des Berges Posillipo belegene Villa des Bankiers Delahante. Auf der Reise von England hatte sie Paris besucht, indessen dort keinen Aufenthalt genommen, sondern ihren Freunden nur mittheilen lassen, daß sie erst auf der Rückfahrt für einige Tage bei der Herzogin von Mouchy abzuweilen gedenke. Die Kaiserin beabsichtigt den ganzen Winter in Italien zu verbleiben.

— Signora Aurelia Gimino Folliero, eine Dame in Mailand, begründete in Cesena eine Landwirtschafts-Schule für unbemittelte Mädchen. In der Schule, in der Mädchen im Alter von fünf bis fünfzehn Jahren Aufnahme finden, wird Unterricht in solchen Gegenständen ertheilt, deren Kenntniss besonders für die Gattinnen von Landwirthen wissenswerth ist.

Newyork. — Frau Anna Wörtsdorffer, Witwe des bekannten deutsch-amerikanischen Bankiers, spendete zum Andenken an ihren verstorbenen Gatten für verschiedene wohlthätige und wissenschaftliche Anstalten hunderttausend Dollars. Zehntausend Dollars wurden der Newyorker Volksbibliothek überwiesen.

— Die Redaction der bekannten amerikanischen Zeitschrift „St. Nicholas“ ist Misses Mary Wapes Dobie übertragen worden. Die Dame erhält ein Jahresgehalt von fünftausend Dollars.

Tosio. — Zur Leitung einer in Tosio von Christlichen Missionären begründeten Krankenpflegerinnen-Schule wurde Miss Linda Richards berufen, eine nordamerikanische Dame, die in den Hospitälern zu Newyork und Boston, wie auch in Europa umfassende Studien gemacht hat. Der Lehrkursus in dieser Schule dauert achtzehn Monate, und diejenigen Damen, die ihn vollständig durchmachen, werden durch ein Diplom ausgezeichnet.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Mode vom Januar 1887.



Nach einem Stiche nach Mitau aus dem „Magazin des Modes vom Januar 1787“.

Während die Schleppe der Gesellschafts-Toilette in Form und Ausstattung einzig von der Mode abhängt, ist die Cour-Schleppe verschiedenen, von dem Hofmarschall-Amt der betreffenden Höfe ausgehenden Bestimmungen unterworfen. Haben sich daher Länge und Breite der Cour-Schleppe, und in einzelnen Fällen auch deren Form, insofern sie am Gürtel oder an den Schultern à la Watteau beginnt, nach den bestehenden Vorschriften zu richten, so bleibt doch die Ausstattung dem eigenen Geschmack überlassen. In England gilt als allgemeine Regel, daß junge Mädchen zur Vorstellung bei Hofe einen Rock aus Tüll oder Gaze und die Schleppe aus Atlas oder Seide von möglichst heller Farbe, weiß, mattrosa, hellblau oder hellgelb, wählen. Die Garnitur des Rockes und der Taille muß aus Tüllrüschen, Schleifen oder Blumen bestehen, die Schleppe eine Stoffrüsche umsäumen. Ältere wie jüngere Frauen tragen Rock, Taille und Schleppe aus schwerem Stoffe, aus Atlas, Brocat, Sammet, velours broché u. dgl. Doch darf der gleiche Stoff nicht die ganze Toilette bilden, welche von Pelz, Federn, Blumen oder Spigen garnirt wird. Diese Regeln gelten im Allgemeinen auch bei uns. Der Anzug der jungen Dame muß düstig und zart sein, und selbst die lange Schleppe darf den Eindruck des Jugendlichens nicht aufheben; die Toilette der älteren Dame muß Würde mit Pracht verbinden. Die Schleppe kann aus einem oder auch aus zweierlei Stoff bestehen, von denen der eine allein auch zur Taille verwendet wird, gerade wie bei Schleppe und Taille der Gesellschafts-Toilette. (Siehe den Bericht: „Neue Moden“ am Kopfe der technischen Nummer.) Bei Atlas und Keps zu Brocat oder velours frisirt wird der kostbarere Stoff für die mittlere Schleppebahn angewendet, da die Seitenbahnen noch eine Garnitur in Gestalt von Federtuffs oder Blumen erhalten. Schöne alte Spigen läßt man auch über die ganz glatte Schleppe fallen und befestigt sie festonartig mit Blumenzweigen. Die Innenseite der Schleppe bleibt ohne Garnitur, bis auf eine Spigenrüsche oder eine Reihe Bandschlappen am unteren geraden Rande. Das Futter der Schleppe muß von gleicher Farbe, wie der Oberstoff, oder in der Schattirung desselben gehalten sein; grell abstechende Farben sucht man zu vermeiden. Mit Seide gefütterte Schleppen verlangen eine Fries-Einlage oder Watte zwischen Mull-Bahnen; bei einem Plüschfutter ist eine leichtere Einlage aus Wollstoff vorzuziehen, welche auch bei Brocat- oder Sammettschleppen mit seidnenem Futter genügt. Auf der Innenseite der Schleppe wird ferner

eine Schleife mit 40 Cent. langen Schlingen angebracht, welche, über den Arm gestreift, zum Tragen der Schleppe dient.

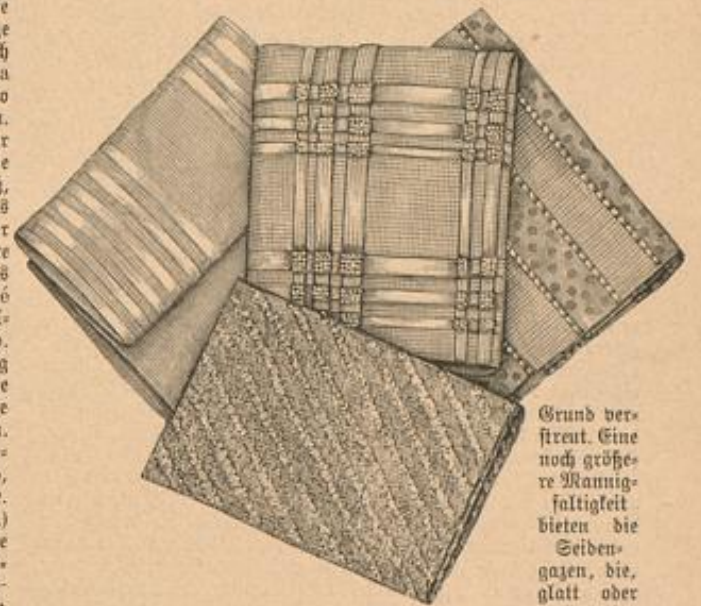
Sehr häufig sind an der Ballfrisur, die noch kleiner als die gewöhnlichen Frisuren getragen wird, beide Seiten des Vorderhaares verschieden geordnet. Unsere Darstellung zeigt die rechte Hälfte desselben zu einer einzigen großen Locke aufgerollt, während die linke, auf der sich der kaum sichtbare Scheitel befindet, in viele kleine Lockchen zertheilt ist. Das Hinterhaar bildet einen leicht gewundenen Knoten. Coiffure à la Maintenon aus Silberspigen, hier und dort durch einzelne echte Steine bereichert.



Unter den düstigen Ballstoffen, deren bloßer Anblick junge Herzen höher schlagen macht, treffen wir manche alte Bekannte des Vorjahres. Es sind dies die glatten, mit Chenille- und Perlen-Blumen, sowie die mit kleinen Metallsternen überstreuten Tülls, während ein fein punktirter, nur mit einfachen Chenille-Rüschen besetzter Tüll als neu zu bezeichnen ist. Ferner treten

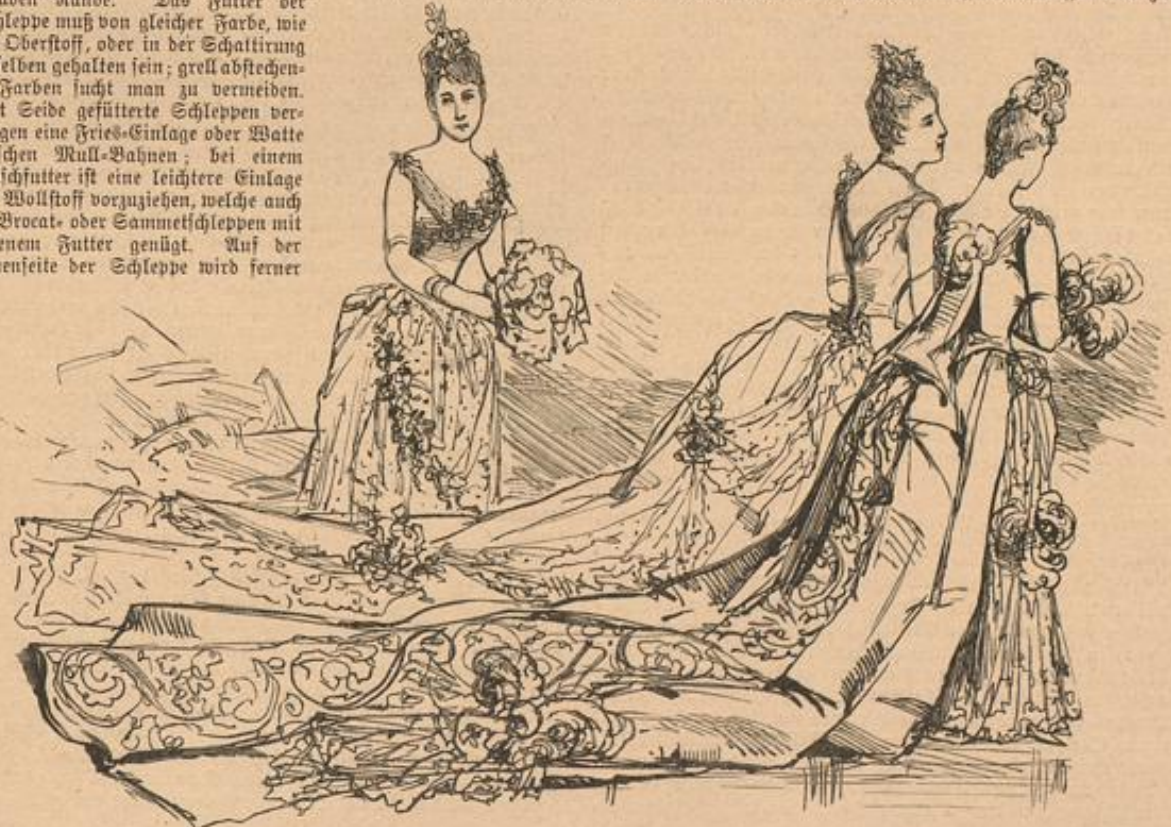


als neu im Genre der Tüll-Musterungen große, farbige Wachsperlen und feine, geschliffene Metallperlen auf, beide pleinartig über den



Grund verstreut. Eine noch größere Mannigfaltigkeit bieten die Seidengazen, die, glatt oder gestreift,

gestreift oder carrirt, in ihren Musterlinien oft das Frisire der schweren Gewebe zeigen, ohne dadurch an ihrer düstigen Wirkung einzubüßen. Alle diese Stoffe erscheinen in auffallend klaffen und zarten



Rüancen, die, wenn sie nicht durch ein übereinstimmendes Unterleid vertieft werden, gewissermaßen nur als farbige Schatten mit einem Anflug von Rosa, Mattblau, Meergrün u. s. w. in den Falten der Draperie und Garnitur wirken. (Bezugsquelle: J. W. Perle, W. Leipziger Str. 87.)

Ungemeiner Beliebtheit, namentlich bei ganz jungen Mädchen, erfreuen sich die absteigenden Passen der bekannten Plüschtaillen. Ihrem gerade, spitz oder rund geschnittenen Rande schließt sich der Faltenreih ringsum mit einem hochstehenden Kopfe eingereicht an. Zu gemusterten Stoffen ist eine glatte Sammetpasse am hübschesten, wogegen glatte Gewebe die verschiedensten Variationen zulassen. Sehr geeignet für einfachere Toiletten ist die fein plüschirte Passe aus gestreifter oder carierter Seide; für elegantere wirkt Stickerei, mit Einsätzen zusammengeheftet, oder farbige unterlegter Spitzenstoff äußerst zierlich und anmuthig.



Anknüpfend an den Bericht am Kopfe der heutigen technischen Nummer, in welchem das Raffin der Schleppe mittelst einer großen Schleife erwähnt ist, zeigen wir an der von innen dargestellten Schleppe eine Einrichtung zum Raffin mittelst kleiner Metallringe. Dieselben sind, wie ersichtlich, dem Futter angenäht, eine Schnur wird hindurchgeleitet, deren eines Ende an dem Rande nach außen tritt und hier mit einem Knopfe versehen ist, an welchem man die Schnur in die Höhe zieht.



Kleidungsstück auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

- Holzurm in Bilderrahmen.** — Giebt es ein sicheres Mittel, den Holzurm aus Bilderrahmen zu entfernen? A. F. in Schwannstadt.
- Apfel vor dem Kunzelnwerden zu bewahren.** — Lassen sich Äpfel vor dem Kunzeln, die sie bei längerem Aufbewahren erhalten, schützen? Für Angabe eines solchen Mittels wäre sehr dankbar. Pomona.
- Eier frisch zu erhalten.** — Wer nennt mir ein Mittel, Eier für längere Dauer frisch zu erhalten? Junge Hausfrau auf dem Lande.

Antworten.

Nach einmal das Amulett der Königin von Italien (XIII, 14). — Die Erfahrungen, welche ich bei Lösung einer mir neuerdings zugesandten Inschrift zu machen Gelegenheit hatte, veranlaßten mich, meine Aufmerksamkeit noch einmal jenem Buchstabenrathsel zuzuwenden, welches sich auf dem, uns bereits aus früheren Nummern dieser Zeitschrift bekannten Schmuckstück der Königin von Italien befindet. Ich prüfte noch einmal die von mir gegebene Lösung, und sie erschien mir jetzt in einem anderen Lichte, als damals, wo ich sie der Öffentlichkeit übergab. Sie befriedigte mich nicht mehr; es war, als ob ihr etwas fehle, als ob noch etwas folgen müsse, und eine nochmals eingeleitete Untersuchung der Inschrift bestätigte meine Vermuthungen in vollstem Maße. Ich gebe die Resultate derselben in möglichster Kürze.

Bekanntlich las ich die Inschrift *toir coich* und übersetzte dies mit: „Löse das Geheimniß, das Räthsel.“ Soweit ist die Lösung bekannt. Nun aber weiter. Theilt man nämlich die Worte *toir coich* in folgender Weise: *to ir co ich* und liest dieselben dann rückwärts: *chi oc riot*, so erhält man folgende Wortreihe: *to ir co ich* *chi oc riot*, zu deutsch und wörtlich: „Ramessebanfen (= macht, = kraft, = einfluß), der Speer, die Rede; was, Jungfrau, Dir?“ In freier Uebersetzung: „Dem Manne verschafft die Waffe und die Rede Ansehen (verleiht Waffe und Rede Macht, Einfluß); wie steht es, Jungfrau, in dieser Hinsicht mit Dir? Was verschafft Dir Ansehen, Achtung, Einfluß?“

Die Inschrift unseres Schmuckstückes wendet sich also an eine Jungfrau und fordert sie zur Selbstprüfung auf. Daraus folgt selbstverständlich, daß dieses Schmuckstück ein Eigentum einer solchen war und von ihr jedenfalls auch wohl getragen wurde.

Weiter aber: In Verbindung mit dem eben Gefundenen gewinnen die einleitenden Worte: „Löse das Geheimniß, das Räthsel!“ ihre Bedeutung. Sie beziehen sich entweder auf das Buchstabenrathsel, dann ist ihr Sinn: Suche herauszufinden, was außer den Worten *toir coich*, die für den des Rathsels Kundigen leicht herauszufinden waren, noch hinter dieser Zusammenstellung von Buchstaben steht; oder sie beziehen sich auf den Inhalt der Inschrift und sind eine Aufforderung zur Verantwortung der in derselben aufgeworfenen Frage; oder aber, — und das dürfte im vorliegenden Falle das annehmbarste sein, — die Frage ist doppel-sinnig und bezieht sich auf Beides.

Aud nun zum Schluß: Dürfen wir das Schmuckstück als Amulett ansprechen? Ich glaube, ja! Denn nichts schützt wohl die Jungfrau besser vor Fehlern und Verirrungen, als eine fortwährende und gründliche Selbstprüfung und Selbstbeobachtung, und die Aufforderung hierzu bildet den Kernpunkt der in Rede stehenden Inschrift.

A. Kabe.

^{*)} Griech. Wörter: *to*, Mann; *ir*, Nacht, Gewalt, Ansehen, Einfluß, Vermögen, Kraft; *co*, so, go, Speer; *ic*, das Weib, die Rede; *chi*, was?; *och*, Jungfrau; *riot*, dir.

Aberglaube (XIII, 349). — Der erwähnte Aberglaube von den „Zwölften“, d. h. den zwölf Tagen und Nächten, die vom Weihnachtstage bis zum heiligen Dreikönigs-Abend sich hinziehen, findet sich auch in Mecklenburg. Wenn Jemand in den „Zwölften“ stirbt, werden zwölf andere Personen in den folgenden zwölf Monaten in derselben Strafe sterben. Ein Glücks-Omen dieses Zeitraumes sind neue Besen aus Birkenreisern, die um diese Zeit viel zum Verkauf vom Lande in die Städte gebracht werden, — wahrscheinlich eine Reminiscenz aus der Wendenzeit, in der die Birke ein heiliger Baum war. — Das Nicht-Essen von Hülsenfrüchten um die Weihnachtszeit glaube ich folgender-

maßen erklären zu können. Diese Zeit war und ist noch heute in Mecklenburg, wie in Pommern und anderen norddeutschen Gegenden, die Zeit der reichlichen Tafeltruden, besonders der fetten Linsensuppe, der Spitzgänse, des Schweinebratens u. s. w., es ist die „fette Zeit“. Als man in derselben auch noch die stickstoffhaltigen Hülsenfrüchte, so entstanden leicht Hautkrankheiten, Ausschläge und dergleichen, und so verboten Priester höchst wahrscheinlich um diese Zeit den Genuß von Hülsenfrüchten. — An unglücksbedeutenden Blumen ist großer Vorrath hier zu Lande. Es gehören dazu weiße Rosen, weiße Lilien, weiße Primeln, blühende Myrte, — die nur „gemacht“ in Brautkränzen getragen werden darf, — die Blüthe des Schwarz- oder Schlehdorns, blühendes Rohr. Woher der Aberglaube, der sich damit verknüpft, eigentlich stammt, ob aus der Wenden- oder aus der christlichen Zeit, darüber läßt sich nichts Bestimmtes sagen, als daß überhaupt im Volksglauben weiße Blumen den Tod, das Unglück bedeuten. Die weiße Blüthe des Schwarzdorns, gewöhnlich „May“ genannt, gilt auch in England für unglücksbringend; sie und die druidische Mistel darf man in keiner Kirche zum Ausschmücken verwenden. Weiße Rosen bedeuten dort ebenfalls den Tod, doch gilt das weiße Heidekraut der schottischen Hochlande Jägern wie Bräuten als ein glücksdeutendes Zeichen. Mecklenburger.

Sauertraut auf französische Art. — Nachdem das Sauertraut gewaschen worden, legt man es mit kaltem Wasser, das etwa einen Finger breit übersteht, auf gelindes Feuer, thut ein Stück mageren durchwachsenen Speck oder ein Stück Schinken, ferner, sobald das Sauertraut fast gar geworden, kleine Würstchen (Saucischnen) hinein, die zehn Minuten darin ziehen müssen. Sollte die Brühe zu lang sein, so gießt man das Ueberflüssige ab, bindet die Sauce mit einem Löffel Weismehl und thut Käse- oder Schweinefett hinzu, vorausgesetzt, daß das Kraut nicht durch den Schinken oder Speck das nöthige Fett erhalten hat. Man richtet den Kohl mit einem guten Kartoffel-Püree an, das fein durchgerührt, mit Sahne und einem Stück Butter abgeschmeckt und mit Semmel-Croutons garnirt wird. Dieser auf Pariser Art bereitete Sauertraut ist ebenso leicht verdaulich, wie wohlschmeckend.

M. S. in Heidelberg.

Obstpasten (XIII, 408). — Die kleinen, runden Täfelchen aus getrocknetem Obstmas, für den Thee- und Dessert-Tisch am passendsten in der Größe und Form von Ein- und Zweimarkstücken herzustellen, lassen sich um die Winterzeit am besten aus Äpfeln, Birnen und Quitten bereiten. In größeren, biden, viereckigen Stücken hergestellt, werden sie in England „cheese“ genannt, wörtlich Käse, und zwar sind besonders beliebt *damson-cheese*, aus einer Damascener-Platane, und *fig-cheese*, aus getrockneten Feigen, mit allerlei Nüssen, bereitet. Am besten stellt man die Obstpasten mit Hilfe eines Trocken-Apparates, nach Art einer Obstdarre, her; allein da die Anschaffung eines solchen für den kleineren Haushalt nicht gut möglich ist, so ist nachfolgendes Verfahren zu empfehlen: Man schneidet die Früchte, — Äpfel, Birnen oder Quitten, — mit den Schalen in vier- oder achtheilige Stücke, thut sie in einen kupfernen Kessel oder großen irdernen Topf und gießt nur soviel Wasser auf die Früchte, als zum Aufkochen derselben notwendig ist. Nachdem sie, ohne zu zerfallen, ganz weich gekocht sind, gießt man das Wasser ab und treibt die abgekühlte Masse durch ein recht feines Sieb, damit die Kerne, Theile des „Häuschens“ und Fasern zurückbleiben. Auf ein Pfund des so gewonnenen Fruchtbreies legt man 80—100 Gramm feinstgekosteten weißen Zucker zu und dikt das Mas, unter beständigem Umrühren mit einem langgestielten Holzlöffel, soweit ein, bis der Löffel darin stehen kann. Nun füllt man das Mas in nachrandige Porzellanteller, für die kleinen Pasten aus porzellanene fogenannte Puppenteller, — natürlich nicht zu dick, weil sonst die Masse oder Paste schwer durchtrocknet, — und stellt diese Teller und Tellerchen in den Bratofen. Den kleinen Schieber an der Thür des Bratofens zieht man auf, was das Trocknen der Pasten sehr fördert. Der Ofen darf nicht zu heiß sein, da sonst die Pasten verbrennen können; man thut auch gut daran, die Teller oder Tellerchen öfter umzustellen, auch nachzusehen, wie das Dörren vor sich geht. Natürlich geht dieses nicht so schnell und schön von statten, wie in einer Ob- oder Pastendarre; immer aber kann man auf sehr billige und schmackhafte Weise Obst auf die genannte Art für den Hausbedarf, wie für den Thee- und Dessert-Tisch nutzbar verwerten. Dr. A.

Die Ghartheit der Dahlien- oder Georginen-Knollen. — So bekannt und weitverbreitet die Dahlie auch ist, so dürfte sie doch als Pflanze von wirtschaftlichem Werthe noch ziemlich unbekannt sein, und gar Mancher wird den Kopf schütteln ob dieser „Gemüse-Pflanze“. Und dennoch ist sie eine solche. Wenn man die Knollen ganz einfach zubereitet, wie den albekanischen Kohlrabi, so kommen sie diesem im Geschmack sehr nahe, wenn sie ihn nicht übertreffen. Natürlich wird es keinem Georginen-Fremde einfallen, auf diese Weise seine Knollen umzu zu opfern; wohl aber könnte es vorkommen, daß werthlosere Sorten oder sonst überzählige Knollen, welche ja doch nur auf den Composthaufen wandern, in der Küche noch eine gute Verwendung fänden und somit ein billiges Mahl für Diejenigen gäben, denen Sparsamkeit in der Wirtschaftsklasse geboten erscheint. Edw. Urlandt, Obergärtner.

Eierpeifen als Entrees sind eigentlich nicht gebräuchlich; letztere bestehen in der Regel aus kaltem und warmem Fleisch, Wild, Geflügel und Fischen. Wünscht man indeß ein Menu schnell um eine kleine eingeschobene Platte zu bereichern, so möchten sich in erster Linie Omelettes mit verschiedenen Ragouts oder Gemüse-Füllungen oder zur Noth auch gekochte Eier mit Saucen empfehlen. Omelettes bereitet man von sechs ganzen, in einen Topf geschlagenen Eiern, die mit Salz, ein wenig Pfeffer und 2 Eßlöffeln Wasser oder Milch gut gequirlt, in einer flachen Eierkuchen-Pfanne mit einem Stück zerlassener Butter auf einer Seite gelbbraun gebacken werden, und zwar so, daß die obere Seite noch weich bleibt. Diese belegt man nun mit einem Hauch von Wild, Geflügel, geschmorten Kalbfleischen oder mit in Butter, Salz und einigen Löffeln weißer Sauce gar gemachten Steinpilzen, mit Morcheln, Spargel u., rollt die Omelette zusammen und giebt sie mit etwas kräftiger Jus zur Tafel. Ebenso kann man Einlagen von Rieher Sprossen, Bäcklingen und dergleichen machen, kurzum, es giebt eine große Menge von Varianten, die sämmtlich zu Omelette-Füllungen brauchbar, einfach und wohlschmeckend sind.

Farcirte Eier sind ebenfalls für den gleichen Zweck geeignet. Ein Duzend hart gekochter Eier schält man, schneidet sie der Länge nach in zwei Hälften, nimmt das Gelbe heraus und rührt es mit ebenso viel Butter, einigen rohen Eigelb, Pfeffer, Salz, 65 Gr. Parmesanläse und 35 Gr. geriebener Semmel tüchtig durch. Mit dieser Farce füllt man die Eierhälften so hoch, daß sie die Gestalt eines vollen Eies gewinnen, streicht sie glatt und legt sie auf eine mit Butter ausgefischene Pfanne. Dann gießt man etwas Bouillon unter, bedeckt die Eier mit Butterpapier und macht sie in zehn Minuten im Ofen gar. Angerichtet, werden sie mit einer guten Fricassée- oder Bechamel-Sauce

übergossen, welche letztere man folgendermaßen bereitet. Einige in Scheiben geschnittene Zwiebeln werden in Butter weich geschwitzt; dann gießt man etwas Bouillon hinzu, läßt die Zwiebeln weich kochen, thut etwa 2 Löffel weißes Schwichmehl und 1/2 Liter Sahne dazu, kocht das Ganze unter fortwährendem Rühren zu einer bländigen Sauce, preßt sie durch ein Sieb und fügt beim Anrichten ein Stück frischer Butter hinzu; auch kann man einfach hart gekochte Eier mit dieser heißen Bechamel-Sauce auf die Tafel geben.

Eier à la reine. Man mache hierzu von dem Brustfleisch eines alten Huhnes, — oder von vorhandenem kaltem Kalbsbraten, — das fein gewiegt wird, mit eingeweichter und ausgebrühter Semmel, Butter, dem Gelben einiger Eier eine gute Farce, die man mit ein paar Löffeln Bechamel-Sauce verdünnt. Diese Farce streicht man fingerbild auf den Boden einer flachen Schüssel und macht darin mit einem Ei so viel Vertiefungen, als man Eier darauf zu setzen beabsichtigt. Nun schlägt man in jede dieser Vertiefungen ein recht frisches Ei, beträufelt das Ganze mit gerollener Butter, bestreut es dick mit Parmesanläse und läßt es im Ofen gar werden. E. R.

Rost- und Eisenflecke in Wäsche beseitigt man durch Keesalz, das indeß vorsichtig angewandt werden muß, da bei Unachtsamkeit leicht kleine Löcher entstehen. Das Verfahren ist verschiedenes. Man befeuchtet den Fleck mit warmem Wasser und breitet die Stelle über einen heißen Blechdeckel, Löffel oder dergleichen aus; das fein pulverisirte Keesalz wird sodann leicht darauf gestreut und so lange mit dem Finger verrieben, bis der Fleck vollkommen verschwunden. Nachdem man heiß nachgewaschen und gespült hat, thut man das ganze Stück am besten sofort in den Kessel mit kochendem Seifenwasser. Einfacher, aber vielleicht ein wenig unsicherer ist es, einen halben Theelöffel Keesalz in einem Tassenlopf kochendem Wassers vollkommen aufzulösen, den Fleck einzutauchen und ebenfalls zu verreiben u. E. R.

Fleischkloß. — 1/2 Kilo feinstes Schweinefleisch, von sogenanntem Reitsfleisch, und 1/4 Kilo von der Oberschale eines jungen Ochsen befreit man sorgfältig von allen Sehnen und Häuten, wiegt es sehr fein und verreibt es gut mit 1/2 Kilo feinstgehacktem Schinkenpfad. Sodann rührt man in einer tiefen Schale 80 Gr. Butter recht flockig, giebt nach und nach 3 ganze Eier, die in Milch eingeweichte und gut ausgebrühte Krume von 2 Milchbröckchen, eine große, auf dem Reibeisen geriebene Zwiebel, eine Prise gestoßenen weißen Pfeffer und ebenso viel Gewürzpf Pfeffer, wie auch etwas Muskatblüthe, das nöthige Salz und zuletzt das Fleisch dazu und verreibt dies Alles zusammen zu einer glatten, nicht zu leichten Farce. Von dieser formt man nun mit beiden Händen einen großen, runden Fleischkloß, wobei man wohl darauf Acht geben muß, daß er außen keine Risse und innen keine hohlen Stellen hat. Nun läßt man in einer hohen, zur Größe des Kloßes passenden Gasserole etwas Butter bräunlich braten, streut eine Prise gestoßenen Pfeffer dazu und legt den Kloß hinein. In einen gut geheizten Ofen gestellt, mit bebuttertem Papier bedeckt, muß hierauf der Kloß, unter öfterem Schütteln und Umdrehen, auf allen Seiten rasch zu schöner, brauner Farbe anbraten und alldann, während man hin und wieder ein wenig kochende Fleischbrühe oder auch nur Wasser daran gießt, gar braten. Der Fond soll hierbei in der letzten Viertelstunde ganz kurz und braun eingekocht sein. Beim Anrichten hebt man den Kloß auf die Mitte einer runden Schüssel und umgiebt ihn kräftig mit einem in zwischen gekochten Gemüse von jarten Kohlraben, worunter man einige Kartoffeln mitgekocht hatte. Dieser sehr wohlschmeckende Kloß kann in einer einfach lebenden Familie die Stelle eines Bratens erziehen, und es reicht das oben angegebene Quantum schon für eine größere Familie aus. L. D.

Abonnetin in Leipzig. — Geprägte Blumen sind in Geschäften nicht häufig, da die Verwendung derselben meist eine Privat-Angelegenheit ist. Es sollen solche Blumen bei Frau Hausmann, v. Freylenwalde a. D., in großer Auswahl zu haben sein. Wir empfehlen Ihnen, sich direct an diese Adresse zu wenden.

A. v. G. in Varmen. — Von den verschiedensten Arten Dreh-Maschinen ist die mit dem american *empire*-Bringer unbedingt zu empfehlen. Auch unter dem Genre der kleineren Wirtschaftsdrehmaschinen ist die von Tietzen, Schranzheim, die beste; es kommt aber dabei natürlich auf die Kupferläche an. Für einen größeren Haushalt, wo genügend Raum vorhanden ist und Werth auf glänzende gemahlte Wäsche gelegt wird, bei der eventuell das Blätten erspart werden kann, würden wir zu einer Drehmühle raten, wie sie in kleinerem, sehr bewährtem Format von dem Fabrikanten Müller, Berlin N 45/46, zu beziehen ist. Der Preis, — mit Kollisch und Band 350 Mark, — ist zwar beträchtlich höher, entspricht aber der Leistungsfähigkeit.

Abonnetin in Gmunden. — Die Benennung „Aepfent“ bezieht sich auf einen Menschen, der durch seine Gegenwart allein zum Wohlthäter wird und beiläufige, gutmüthig als Dritter neben einem Liebespaare betheilt, dieses vor dem Orde der Außenwelt behütet. Woher die Benennung stammt, läßt sich nicht nachweisen; sie ist viel älter, als G. v. Moser's Lustspiel „Der Aepfent“.

H. B. in R. — Ein ungarisches National-Gesicht, „Turetschmück“ ist uns unbekannt. Vielleicht erhalten Sie eine Auskunft von einer ungarischen Zeitung.

Rosa in A. — Hugel- oder Schrotbrod, genau nach der Angabe Graham's bereitet, besteht nur aus gutem Weizenmehl, das, mit lauwarmem Wasser gemengt, einige Stunden stehen und in sich den genügenden Gährungsgrad erlangen soll, dann aber, zu festem Teige geknetet, als Brod gebacken wird. Das in dieser Weise hergestellte Brod ist indeß so trocken, daß man in neuerer Zeit von dieser Bereitung Abstand genommen hat und einen Hefen- und Hohl-Teig herstellt. Man würde danach auf etwa 2 Pfund feines Weizenmehl, das mit 25-30 Gradigen warmen Wasser eingeweicht wurde, 15-20 Gramm aufgelöste Hefe und etwas Salz rechnen. Der ziemlich feste Teig muß längere Zeit stehen, bis er aufsteigt; alldann nochmals tüchtig durchgeknetet und zu Brod geformt, muß der Teig noch einmal aufgehen und wird dann in einer Stunde gebacken.

H. B. in Nordhausen. — Leider für uns nicht verwendbar. Wir bitten um Angabe der genauen Adresse behufs der Rücksendung und erneuern bei dieser Gelegenheit das Ersuchen, Manuskripte nicht anonym zu senden. Hierdurch wird der Redaction nur der Geschäftsgang erschwert.

D. W., Hamburg. — Wir haben das Manuscript „postlagernd“ abgehakt, dasste aber als „nicht abgefordert“ von der Post zurück erhalten. Im Ubrigen vergl. oben.

H. v. P. — Der Versuch des Wiener Kleiderhalters bezieht darin, daß derselbe genau nach dem Schulermaße der Garbenderhaare verstellbar ist und, aus dem Kleinen kennend, ein Andringen des Anhängers und Beschädigen des Kragens unmöglich macht. Der Falter, durch L. Wolff, Wien, Burggasse 26, zu beziehen, ist sowohl für die Herren, wie für die Damen-Garderobe verwendbar.

Abonnetin in Wiesbaden. — Nothe Waldweine, aus Heidelbeeren gewonnen, bezieht Sie am bequemsten von J. Fromm in Frankfurt a. M., Große Bockenheimer Str. 2. Der Schaumwein, „Rüch Kilmard-Beer“, ähnelt im Geschmack den süßen Chamagner-Weinen.

Zu dieser Nummer gehört ein Modenbild, für die Abonnenten der großen Ausgabe zwei Modenbilder und ein Kostümbild.

Von der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ erscheinen jährlich 24 Unterhaltungs-Nummern zu je 2 bis 2 1/2 Doppelbögen, 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. (1 Gulb. 50 Kr., mit Postzusendung 1 Gulb. 80 Kr.). Die Hefte-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Bildermappe“; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. (30 Kr.). Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. (2 Gulb. 55 Kr., mit Postzusendung 2 Gulb. 85 Kr.). — Alle Buchhandlungen nehmen jedwede Bestellungen an, mit Ausnahme für die Hefte-Ausgabe auch alle Postanstalten.